Forum der Kritik

im

Gebiete der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften.

In Begleitung

von Blättern für Kunst und Wissenschaft überhaupt.

Herausgegeben

von

Dr. Ferdinand Wachter,
Privatdocenten an der Universität zu Jena.

Ersten Bandes zweite Abtheilung.

Altenburg,
Literatur-Comptoir.
1829.

Was hat der geneigte Leser zu erwarten?

I) Gründliche unpartheiische Beurtheilungen neuer Erscheinungen im Gebiete der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften. Diese Beurtheilungen werden nicht bloße Inhalts-Anzeigen, noch leeres Geschwätz und flaches Gerede, und eben so wenig Auszüge sein, welche häufig nur ein versteckter Nachdruck genannt werden können. Manche Blätter scheinen ein erschienenes Buch für eine Citrone anzusehen, welche sie auspressen müßten. Vor dem Schaden solcher Auszüge sollen Schriftsteller und Verleger gesichert sein. Nur wenige einzelne Stellen werden entweder als Probe der Darstellung, denn diese läßt sich durch alle Worte nicht anschaulich machen, oder zur bessern Beleuchtung aus dem beurtheilten Buche mitgetheilt, und auf das Neue bloß aufmerksam gemacht, nicht das Neue aus dem Buche selbst gezogen werden. Der Recensionen vorzüglicher Zweck ist Begründung eines unpartheiischen charakteristischen Urtheils im Allgemeinen und Belehrung über Einzelnheiten. Dem Vf. und den Besitzern des beurtheilten Werkes soll dasselbe durch die Berichtigungen brauchbarer gemacht werden.

II) Berichtigungen der in andern Zeitschriften vorkommenden Irrthümer, Verstöße u. s. w., doch bloß in wissenschaftlicher Beziehung, um auch sie nützlicher zu machen. Nicht im Allgemeinen soll mit ihnen in Kampf getreten werden, denn wir berichtigen ihr etwaiges Irrige, weil wir sie lieben, nicht weil wir sie hassen. In gleichem Sinne werden auch von uns kritische Beleuchtungen der Mittheilungen unsres Forums in andern Blättern aufgenommen und betrachtet. Denn des Herausgebers Zweck ist zugleich seine eigne Belehrung, nämlich durch seine Untersuchungen Veranlassung neuer Forschungen anderer, und dadurch vielseitige Beleuchtung des Gegenstandes. Der Geist der Rechthaberei und verhärteter Meinung wird unser Forum nimmer beherrschen. Belehren und sich belehren lassen, das ist unser Wahlspruch. Doch auch kein Rohr werden wir sein, welches sich hinneigt, wohin ein schwacher Wind weht. Nur der Sturm der überwiegenden Gründe wird der Eiche ihre Richtung geben.

III) Untersuchungen und Aufklärungen über dunkle und streitige Gegenstände der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften ohne besondere Veranlassung mitgetheilt.

IV) Neue Ansichten, Behandlungen einzelner Theile der Geschichte, Proben noch ungedruckter Geschichtswerke, charakteristische Züge, Anekdoten, Lieder, Sprachbemerkungen u. s. w. u. s. w.

V) Als Beigabe zu dem Forum Blätter zur Unterhaltung und Belehrung im Gebiete der Kunst und Wissenschaft überhaupt, welche mit dem mannig-

faltigsten Inhalte wechseln werden. In Quasir's Gärten neben dem Forum, wie ihr Name ist, sollen nach und nach alle Richtungen des menschlichen Wissens und Strebens in Dichtung und Prosa verfolgt werden. Auch werden Quasir's Gärten zum Theil bloß dem Zweck der Unterhaltung gewidmet sein. Als Thorinschrift wird daher in den künftigen Abtheilungen folgende theilweise passend sein: „Wird dir das Forum zu ernst, fang' Schmetterling' in den Gärten pflücke dir Blumen zum Kranz, lausche dem Sänger des Hains. Hast du so dich ergötzt, kehr wieder zurück auf das Forum, welches dich auch ergötzt, doch zu belehren sich freut."

VI) Form und Ton des Forums, wie der Gegenstand, Natur und guter Humor (hat man schlechten, so schreibe man nicht) sie geben, mild, streng, leise, eindringlich, feierlich, ernst, launig, scherzhaft, witzig u. s. w., stets fern von der steifen Miene des Pedanten, der Jägerei des Witzboldes, der Erkünstelung des falschen Humor's, jenes alles in erfrischender Abwechselung, durch Verbannung der Eintönigkeit Abspannung verhütend, doch überall mit gebührender Scheue vor Hintansetzung des Interesses der Wissenschaft und vor Verletzung der Persönlichkeiten.

VII) Erscheinung des Forums in zwanglosen Abtheilungen, deren Anzahl sich jedoch jährlich nicht über sechs belaufen wird.

Rühmlich ist für unsre Tage, daß sich viele Menschen wieder mehr der Stütze der Erziehung und Stärkung im Guten und der Tröstung in Leiden, dem Glauben, zuwenden. Aber neben dieser Neigung zum trost-

reichen Glauben hat sich wieder der Glaube auch über Gefilde verbreitet, wo nur die Wissenschaft herrschen soll. Man hält Volkssagen und Mährchen von neuem höher, als sonst. Auf der äußersten entgegengesetzten Seite giebt es auch wieder welche, die je nachdem es in ihr System (oder zierlich zu reden, in ihren Kram) paßt, diese Angabe als wahr annehmen, und jene eben so glaubwürdige verwerfen, wenn sich, wie sie sich ausdrücken, nichts aus ihr machen läßt. Beide aber, die Söhne der Unkritik und der Ueberkritik sind darin einander gleich, daß sie Vermuthungen zu Thatsachen stempeln. Wo ist aber eine eigne Zeitschrift, welche sich zum Zwecke machte, mit Besonnenheit in die Mitte zu treten, Volkssagen und Mährchen in ihr Gebiet zurück zu weisen, spätere und brauchbare Angaben zu sondern, die Quellenberichte gegen einander abzuwägen, die Aussagen glaubwürdiger Geschichtschreiber vor willkührlicher Verwerfung zu vertheidigen, den Werth von Muthmaßungen nach dem Grade ihrer Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, zu Thatsachen gestempelte Vermuthungen als Muthmaßungen nur gelten zu lassen u. s. w. Wo ist eine Zeitschrift, welche sich diesem alleinigen Zwecke gewidmet? Unser Forum soll ihm geweiht sein, und ihn nach besten Kräften zu erreichen suchen.

Jena, den 1. November 1828.

Ferdinand Wachter.

Inhalt I. B. II. A.

Heeren's Handbuch der Geschichte des Europäischen Staatensystems 1. Die Caffeehäuser 4. Luden's Gesch. des deutschen Volks 6. Reizte Chlodowig Godegisel, oder Godegisel Chlodowig gegen Gundobald? 8. Bezwang Chlodowig die Burgunder nach seiner Taufe? 9. Beschränkte sich Chlodowig's Reich bloß auf Gallien? 10. Die beiden Magnovald 12. Entlehnte die Vorrede zum Salischen Gesetz aus den Gestis Francorum 13. Das baro der altdeutschen Gesetze 14. Der Gasachio des Salischen Gesetzes 16. Die tunica plumbea der Lex Baiwariorum 17. Das mortaudus der Lex Alamannorum 18. Das mordridus der Lex Ripuariorum, Baiwariorum, Frisionum 19. Weiano pandete der Lex Salica 20. Ableitung von Neustrien und Westen 20. Das melius adhuc eae civitates des Tacitus 21. Ableitung von Alod 22. Odal 23. Allmenning, Allemannen 24. Arndt's Nebenstunden 24. Adel 25. Sprache der Astyer; unverständige Glückpreisung 25. Endung der Völkernamen auf — varen 27. Ableitung der Grafen 28. Ward Gallien durch bloße Geleite erobert? 29. Streit um den Krug zu Soissons 29. Allgemeine Widerlegung der falschen Begriffe vom Geleite 31. Was war der Antrustio? 39. Zinkeisen de Francorum majore domus 40. Ursprung des Major domus 41. Luden's Ansicht von ihm 44. Die Alba des Vopiscus 45. Buchner's Reise auf der Teufels-Mauer 46. Zur Warnung für künftige Reisebeschreiber 47. Grabhügel bei Gunzenhausen 48. Mannert's Gesch. Bayerns 48. Romanhafte Ueberraschung 50. Bojen zum ersten Mal genannt 50. Herz. Ernst 51. Stylübung 52. Ueber die Benennung ältere und jüngere Zweibrückner Linie 53. Mißbrauch mit dem Präsens und dem Um 54. Bursch von Bursa oder Bursa von Bursch oder keins von beiden? 55. Die Bursen und Poeten 58. Aelteste Wappen 59. Lanzknechte oder Landsknechte 63. War die Mark Oesterreich ein Bestandtheil Bayerns? 63. Heinrich der Kleine verschieden von Heinrich von Schweinfurt

65. Kärnthens Trennung von Baiern 65. Schweitzer's öffentliches Recht des Großherzogth. Weimar 66. Zeitpunkt der Baiersch. und Weimarsch. Verfassung 67. Zu viele Aufschlüsse. Erforderniß eines brauchbaren Geschichtswerkes 69. Größtes Hinderniß der Anwendung der Kritik beim Geschichtschreiben 72. Ueber Muthmaßungen, und den Unwillen, wenn man sie nicht als Thatsachen geltend läßt 74. Ist bei zweifelhaften Gegenständen eine Annahme als ausgemacht vor zu tragen? 77. Unfug mit der ohngefähren Zeitrechnung 79. Abu'l Casem fällt 982 gegen die Deutschen 79. Starb Karl der Einfält. zu Peronne in Heribert's Haft? 80. Ableitung von Ariovist 82. Vigilia, Abend 83. Sonnabend 85. Todestag Friedrichs des Ernsthaften 86. Art der Ehescheidung bei den alten Deutschen 88. Auswahl altnordischer Gedichte zum ersten Mal in Stabreimen übertragen. Vorbemerkung 88. Ueber Stabreime 89. Der Gottgläubige 90. Die Wüste 91. Sigiwin und die Nachtigall 94. Das Mädchen am Meere 96. Helgi und Swawa 96. Erndte 98. Sónar-gavltr 103. Son 103. Sonarblót 104. Sühne, Versöhnen 104. Certus armentorum et pecorum numerus des Tac. 104. Helgi und Sigrun, erstes Lied 107. Stabreime auch für komische Gegenstände 115. Ode an Müllner's Trauerspiele 115. Der Hämus 115. Varnhagen über Walter Scott als Geschichtschreiber 115. Göthe's Leben von Döring 118. Eine Aesopische Fabel für eine Deutsche gehalten 120. Die Kopp'sche Gemme 121. Zusätze zur ersten Abtheilung 122. Ueber das Ludwigslied 122. Ueber das Berglied vom Prinzenraube von Petri 123. Horcrist, Himilzorun, Walwurst des Allemannischen Gesetzes 124. Verhältniß des f und v 126. Z ein Doppelconsonant 126. Formas Deorum des Tacitus 126. Firiwizzo 127. Quasir's Gärten neben dem Forum (Blätter zur Unterhaltung und Belehrung im Gebiete der Kunst und Wissenschaft überhaupt). Ueber das Wesen und die geschickte Bildung des Deutschen Hexameters 127. Der Deutsche Mävius 141. Entfernung der Sternschnuppen 141. Das Schicksalstrauerspiel 143.

Handbuch der Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonieen, von seiner Bildung seit der Entdeckung beider Indien bis zu seiner Wiederherstellung nach dem Fall des Französischen Kaiserthums, und der Freiwerdung von Amerika, in 2 Theilen von A. H. L. Heeren. Vierte verbesserte und fortgesetzte Ausgabe. Göttingen, Röwer, 1822. 1. Thl. XVIII u. 364 S. 2. Thl. 468 S. 8.

Was ist der hohe Reiz dieses Werkes, daß man es gern immer wieder zur Hand nimmt? Auf den ersten Anblick ist es eines der trockensten Geschichtswerke. Fast nichts als Andeutung der Begebenheiten. Der Reiz liegt in seiner gediegenen Sprache und seinen noch gediegenern Bemerkungen. Uns fehlt es nicht an Hand- und Lehrbüchern, welche fast nichts als Ansichten enthalten. Aber bei den meisten glaubt man, nur so lange man sie list, etwas zu lernen. Wir hören erstaunt zu, glauben uns in einem Hörsaal, und bewundern den wortreichen, wortgewandten Redner. So bald er schweigt, d. h. so bald wir das Buch aus der Hand legen, flieht der Traum, wir erwachen, reiben uns die Augen, und merken, daß wir nichts als flache Bemerkungen in glänzenden, blendenden Redensarten gehört. Doch legen wir Hee-

ren's Handbuch aus der Hand, so merken wir, seine Bemerkungen haben gehaftet. Und wodurch? Weil Heeren seine Bemerkungen aus dem behandelten Gegenstande zieht, nicht sie, wie Schwalbennester, an ihn anklebt. Heeren hat seinen Gegenstand tief durchschaut, er gibt uns die charakteristischen Merkmahle desselben an, und nun lernt auch der Leser den Gegenstand durchschauen. Was thun viele Andere? Sie nehmen ihre Bemerkungen nicht aus dem Gegenstande selbst, sondern aus ihrem Gehirn, sie phantasiren über den Gegenstand, halten ihn an ihre Lieblingsideen, und sehen, ob er ihnen entspricht, entspricht er, so loben sie mit vollen Pausbacken, entspricht er nicht, so sprechen sie aus: „Er sterbe!" Sie ahnen nicht, daß in einem Geschichtswerke nichts weiter verlangt wird, als Ursache und Folge entwickelt zu sehen. Doch ich sehe, daß ich während ich über Heeren's Handbuch sprechen will, über andere Handbücher mich auslasse. Es wird mit Recht als das wohlfeilste Lob angesehen, andere zu tadeln, um den Lobenswerthen zu erheben. Aber meine Absicht ist auch weder Lob noch Tadel, sondern ich wollte nur Heeren's Handbuch nachahmen, worin die charakteristischen Merkmahle der behandelten Gegenstände angegeben sind, ich wollte nämlich auch die charakteristischen Merkmahle gewisser geschichtlichen Hand- und Lehrbücher angeben, die aus dem Gehirn der Verfasser gepumpte, an den Gegenstand wie Wespennester angeklebte Bemerkungen, und die charakteristischen Merkmahle von Heeren's Handbuche, die aus dem tief durchschauten Gegenstand geschöpfte Bemerkungen. Einer näheren Anzeige dieses allbekannten, allgemein anerkannten und mit Recht gepriesenen herrlichen Werkes enthalten wir uns billig; denn man würde uns mit vollem Grunde zurufen: „Was trägst du Wasser ins Meer? Was trägst du Eulen nach Athen?"*) Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen, und betrachten zuvorderst den Titel.

*) Oder sollte jemand dieses Griechische Sprichwort im Deutschen anstößig finden, der pflanze es nach Deutschland und sage: „Was

Das Europäische Staatensystem selbst hat ja keine Colonieen, sondern nur die einzelnen Staaten. Nach dem Titel des Vf. sollte man aber schließen, die Europäischen Staaten hätten gemeinsame Colonieen. Da nun aber bekannt ist, daß die europäischen Staaten keine gemeinsamen Colonieen haben, so nimmt man Staatensystem für Staaten, und findet sich dann getäuscht, wenn man nicht die Geschichte der Europäischen Staaten überhaupt, sondern nur ihrer Verhältnisse gegen einander entwickelt sieht. Ferner thut der Vf. Unrecht, daß er auf dem Titel nur von einem Europäischen Staatensysteme redet; denn er stellt ja selbst in den beiden ersten, und dem ersten Theile der letzten Periode, die Geschichte des nördlichen Europäischen Staatensystems von der des südlichen getrennt dar. Also haben wir im größten Theile des Buches zwei Staatensysteme, wiewohl auf dem Titel nur eins, und am besten schien es uns daher, wenn wir auf dem Titel gar keins hätten. Aber wie hätte denn das Kind getauft werden sollen, höre ich fragen. Ohngeachtet wir keinen Gevatterbrief erhalten haben, so bringen wir doch folgenden Namen in Vorschlag: „Geschichte der wechselseitigen Verhältnisse der Europäischen Staaten und ihrer Colonieen," oder halt! da dieses zweideutig ist, und man darunter bloß die Geschichte der Europäischen Staaten zu ihren Colonieen, und nicht auch zu einander selbst verstehen kann, besser: „Geschichte der wechselseitigen Verhältnisse der Europäischen Staaten sammt ihren Colonieen." 1. Thl. S. 20. „Doch war es eigentlich die Eroberung Granadas 1492, welche den Nationalgeist weckte." Bei euch ihr Spanischen Helden früherer Tage, die ihr so tapfer mit den ungläubigen Räubern des Erbes

trägst du Eulen nach Jena?" denn Jena als ächter Sitz der Athene hat auch reichlich die Lieblingsvögel der Athene, von welchen es in der Umgegend wimmelt, wie sich unser Ohr häufig auf das deutlichste überzeugt hat, und wodurch wir recht lebhaft nach Athen versetzt wurden

eurer Ahnen fochtet, bei euch schlief also der Nationalgeist? S. 22: „Venedig glich allmälig einem reichen Handelshause, das die meisten seiner Geschäfte aufgibt, um sich zur Ruhe zu setzen.“ Jedes Gleichniß hinkt, und dieses auf beiden Füßen. Veränderter Handelsweg, Türken u. s. w. setzten Venedig zur Ruhe. Nicht aus Liebe zur Ruhe gab es die Geschäfte auf, sondern weil es keine mehr machen konnte.

S. 60: „Die Landgrafschaft Meißen.“ Der Vf. gründet also eine neue Landgrafschaft, wenn nicht vielleicht dem Setzer der Ruhm gebührt, S. 190 sagt der Vf., daß die Auflösung der Calmarischen Union eine Reihe unabhängiger Staaten geschaffen. Da Norwegen unter dem dänischen Könige blieb, so besteht diese Reihe unabhängiger Staaten in Dänemark und Schweden, gewiß eine kleine, oder richtiger gar keine Reihe. S. 192 u. 273 u. f. u. 2. Thl. S. 148 u. f. „Tartaren,“ wenn gleich ihre Thaten des Tartarus würdig sind, so ist ihr wahrer Name doch Tataren. S. 203: „sie fürchteten vor ihrem Ostsee-Handel.“ Die Holländer schwebten nicht in Furcht vor ihrem Ostsee-Handel, sondern sie fürchteten für ihn.

Die Caffeehäuser. Heeren, S. 279: „Der große Einfluß, den diese Waaren“ (nämlich die Erzeugnisse der Colonieen, besonders der Caffee, Zucker und Thee) „auf die Politik nicht nur, sondern auch auf die Umformung des ganzen gesellschaftlichen Lebens haben, ist nicht leicht zu berechnen. Auch abgesehen von dem unermeßlichen Gewinn der Völker durch Handel, der Regierungen durch Zölle, wie haben nicht Caffeehäuser in den Hauptstädten Europa's als Mittelpunkte der politischen, merkantilischen und litterarischen Verhandlungen gewirkt?“ Mir scheint der Vf. auf die Benennung Caffeehäuser zu viel Gewicht zu legen. Nicht das Bedürfniß, Caffee dort zu trinken, sondern der Reiz der öffentlichen Orte, bevölkert die Caffeehäuser.

Caffeehaus ist bloß die beliebte Benennung für ein Schenkwirthshaus für Vornehme. Wenn den Spanischen Officieren verboten wird, die Caffeehäuser, und den Gemeinen die Schenken zu besuchen, so tritt deutlich hervor, daß unter

Caffeehaus eine Kneipe für Vornehme, und unter Schenke eine Kneipe für Gemeine zu verstehen ist. Caffeehaus mußte aber darum ein so beliebter Name werden, weil er nicht so gefährlich als Weinhaus klingt. Man hat dem Beurtheiler dieses erzählt, daß der Caffee in den Caffeehäusern vor Aerger häufig ganz gelb statt braun erscheine, wenn er sieht, wie sein Nebenbuhler, der Wein, vorgezogen wird. Ja! noch mehr! selbst der Inhaber des Caffeehauses ist, sagt man, gar nicht ungehalten, wenn sein Caffeehaus zu einem Weinhause der Sache nach gemacht, d. h., wenn Wein statt des Caffees getrunken wird.

Ohne den Caffee würden wir zwar keine Schenkwirthshäuser für Vornehme haben, welche Caffeehäuser hießen. Aber würde es gar keine Schenkwirthshäuser für Vornehme geben? Haben, ehe es Caffeehäuser gab, Vornehme gar keine Schenkwirthshäuser besucht? Man sieht deutlich, der Vf. hat auf den Namen Caffeehaus zu viel Gewicht gelegt. — 2. Thl. S. 185: „Als das, bis Valmy vorgedrungene Heer durch Dumouriez, und noch mehr durch die Natur bekämpft, zum Rückzuge genöthigt wurde.“ Kam nicht noch eine dritte Ursache zum Rückzuge hinzu, nämlich die, daß man kennen lernen, wie die Masse der Franzosen gesinnt? S. 202: „Aber mehr als den bloßen Sieger und Friedensstifter ahndete bald das Zeitalter in ihm.“ Nein! bloß die Ahnung trat bald ein, die Ahndung erst in den Jahren 1812, 1813, 1814 und 1815. S. 242: „Daß Preußen sie verlassen würde, konnten die Polen also ahnden.“ Nein! bloß ahnen; ahnden konnten sie es nicht. S. 311: „gefolgt von dem Vice-König“ S. 317: „gefolgt vom Cardinal Pacca“ S. 330: „gefolgt von den Türken“ und viele von andern Gefolgte! französirende Schlacken in des Vfs. gediegener Sprache! S. 338: „der Herrscher — — gehuldigt von Königen und Fürsten.“ Vom Vf. hätte hier dem Sprachgebrauch gehuldigt werden sollen. S. 338: „240,000 Leichen wurden in Rußland bestattet.“ Haben die Russen sich wirklich diese Mühe mit den umgekommenen Franzosen gegeben? S. 375:

„Auf einer Felseninsel, in der Mitte des Oceans, endete fast unbemerkt der Mann, dessen Namen" (Name, der Vf. schreibt auch immer fälschlich, der Frieden, Frieden ist ja die Beugung, und Friede der Nominativ) „noch kurz vorher die Welt erfüllte." Das fast unbemerkt werden die für Napoleon Begeisterten nicht recht begreifen, denn für sie war Napoleons Tod eine gar traurige, niederschlagende Nachricht, da nun ihre chimärischen Hoffnungen auch unter Thränenweiden begraben wurden.

Zwar hat, bemerken wir im Allgemeinen, die Darstellung des dritten Zeitraums der dritten Periode etwas an ruhiger Haltung durch des Vf. edlen Zorn gegen Napoleons Universalherrschaft verloren, ist aber für die Zeitgenossen wegen des vom Vf. genommenen Schwunges um so ergreifender, und wird für die Nachwelt wegen der mit solcher Kraft vorgetragenen Lehren um so nützlicher sein, und bei den Mängeln die Vorzüge haben, welche die Geschichtswerke Gleichzeitiger auszeichnet, nämlich bei Befangenheit in ihrer Zeit lebendige Abspiegelung der Gedanken und Gefühle derselben.

Geschichte des t (d) eutschen Volkes. Von H. Luden. Dritter Band. Gotha, Perthes, 1827. VI. u. 810. gr. 8.

Mit Freuden blickt der Freund der Kritik auf dieses Werk. Mit großem Genusse wird es der Geschichtsfreund lesen. Der Gewinn, welcher durch Luden's kritische Behandlung für die deutsche Geschichte erwächst, ist sehr groß. Da dieser Band, in welchem die Darstellung der Geschichte der Merowinger mehr Interesse, als in irgend einem andern Werke erregt, eben so viele neue Ansichten als die beiden er=

sten Bände des berühmten Vfs. enthält, so würden wir selbst ein neues Buch schreiben müssen, wenn wir sie alle aufzählen wollten. Auch wollen wir die Partieen, welche dem Leser vorzüglich Vergnügen gewähren werden, z. B. die Darstellung der Geschichte des Gundobald Ballomer, nicht ausheben. Wir wollen uns nur über einiges verbreiten, in welchem wir mit dem verehrten Vf. nicht ganz überein stimmen können. Und bemerken zuerst im Allgemeinen, daß des Vfs. muthmaßliche Ansichten von dem, was die Quellen liefern, nicht überall gehörig getrennt sind, und so das Werk in wissenschaftlicher Hinsicht dem erst ganz vollkommen brauchbar wird, der die Quellen kennt, bemerken, daß das, was ursprünglich als Vermuthung vorgetragen ist, später nicht selten als Thatsache behandelt wird, und Resultate daraus, wie aus Thatsachen gezogen werden, so daß man wohl im Gedächtnisse behalten haben muß, daß der verehrte Vf. an einer früheren Stelle die Sache, aus der er an einer spätern Resultate wie aus einer Thatsache zieht, nur als Vermuthung aufgestellt hat, um dem Vf. nicht Unrecht zu thun, und auch das Resultat bloß als Muthmaßung anzusehen, und nicht zu vermeinen, der verehrte Vf. habe hier eine Muthmaßung als Thatsache vortragen wollen. Daher haben wir uns auch gehütet, solche Stellen als unstatthaft auszuheben. Ferner bemerken wir, daß der Vf. manchmal im Eifer für seine Meinung, die Stellen, welche seine Ansicht unterstützen, nicht mit der gewohnten Kritik behandelt, und Stellen, welche seiner Ansicht entgegen sind, zu willkürlich verwirft. Z. B. die Stellen Gregors, aus welchem erhellt, daß der König über den Fiskus zu verfügen gehabt. Die Art des ersten Falles bezeichnet der Vf. S. 581 sehr treffend: „Die letzte Angabe, obwohl etwas unsicher, ist darum merkwürdig, weil sie die Gewißheit gibt.“ Eine unsichere Angabe kann ja keine Gewißheit geben. Zur Unterstützung seiner Ansicht sucht auch der Vf. manchmal mehr in den Worten, als darin liegt. Z. B. Gregor von Tours sagt (Lib. VI. c. 45:) Denique haec (Riguntha) de Parisiis progressa, octavo ab urbe millia-

rio tentoria praefigi jussit; surgentes enim quinquaginta viri de nocte, adprehensis centum equis optimis, totidemque frenis aureis, ac duabus catenis magnis, ad Childebertum regem fuga dilapsi abierunt. Luden, S. 491: „Ohne Zweifel" (eine Redensart, welche der Vf. für bloße Vermuthungen zu gern braucht) „ohne Zweifel waren jene funfzig Mann, die, nach Gregor's Ausdruck, aus der Nacht aufstiegen, Werkzeuge der neidischen Brunhildis" u. s. w. Aber heißt de nocte hier wohl etwas anders, als, wie es Cicero, Cäsar, Horaz u. s. w. brauchen, zur Nachtzeit? „Zur Nachtzeit standen aber auf" sagt Gregor, „funfzig Mann" u. s. w. Gregor meint schwerlich, daß sie zur Nachtzeit gekommen, sondern sie waren bei Rithgund, sollten sie nach Spanien bringen. Aber sie erhoben sich des Nachts, und flohen mit den Schätzen zu Childebert. Sie brauchten gar keine Werkzeuge Brunhild's zu sein, und flohen doch in das Reich Childebert's, weil der König mit Fredegunden und Chilperich in Feindschaft lebte, und sie daselbst der Reise nach Spanien überhoben mit den geraubten Schätzen in Sicherheit lebten.

Doch bei Betrachtung jener Mängel müssen wir billig sein, denn 1) sind in vielen Fällen des Vfs. muthmaßliche Ansichten von dem, was die Quellen enthalten, getrennt, 2) würden wir, wenn der Vf. neuen Ansichten nicht so eiferig nachstrebte, auch so vieler trefflicher entbehren.

Reizte Chlodowig Godegisel, oder Godegisel Chlodowig gegen Gundobald? Luden S. 78.

„Um zu entgehen, wandte er sich, wie Gregor von Tours berichtet, heimlich an den mächtigen und siegreichen König der Franken, und versprach diesem bethörten Herzens, einen großen jährlichen Zins, wenn er ihm beistehen wolle wider Gundobald, um denselben zu vernichten oder zu vertreiben. Eine Aeußerung von Gundobald selbst läßt indeß

mit mehr Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß Godegisel von Chlodowig aufgereizt sei gegen seinen Bruder," und S. 654: „In der Collatio Episcoporum adversus Arianos — — heißt es: rex (Gundobaldus) multa locutus est contra regem Francorum, quem dicebat sollicitare fratrem suum contra se," S. 655 aber: „Der Ausdruck, der Gundobalden in den Mund gelegt wird: Quem (Chlodoveum) dicebat sollicitare fratrem suum contra se, beweis't auch keinesweges, daß das Gespräch vor dem Kriege mit Chlodowig stattgefunden haben müsse. Denn zuerst könnte leicht sollicitare für sollicitasse gesagt worden sein, und zweitens ist klar, daß Gundobald jenen Ausdruck gar nicht gebraucht haben kann, weil er sonst von der Verbindung zwischen Chlodowig unterrichtet gewesen sein, und mithin Gregor's Erzählung von der Schlacht bei Dijon verworfen werden müßte." Wenn auch Gundobald erfahren hatte, daß Godegisel von Chlodowig gegen ihn gereizt worden, so konnte Godegisel sich ja immer noch den Anschein geben, als wenn er Chlodowig's Verführung kein Gehör gegeben. Ja! so lange Chlodowig noch nicht mit Heeresmacht zugegen war, war es nothwendig, daß Godegisel seine Verbindung mit Chlodowig verheimlichte, und etwa Gundobalden sagen ließ: „Mich hat allerdings Chlodowig zu einer Verbindung gegen Dich eingeladen; aber ich bin sie nicht eingegangen." Und so kann Gregor's Erzählung, daß Gundobald, von Chlodowig mit Krieg überzogen, seinen Bruder zum Beistand aufgeboten, und Godegisel diesem Aufrufe scheinbar gefolgt, und in der Schlacht bei Dijon zum Feinde übergegangen, damit recht gut bestehen, daß Gundobald gewußt, Chlodowig habe Godegiseln gegen ihn zu gewinnen gesucht.

Bezwang Chlodowig die Burgunder nach seiner Taufe?

Luden sagt in Beziehung auf den Brief des Bischofs Avitus von Vienne an Chlodowig, in welchem er seine

Freude über dessen Bekehrung bezeigt, S. 653 in der Anmerkung 5): „Der erste Ausdruck: (Gundobadus) dominus meus, suae quidem gentis rex, sed miles vester, ist doch für eine bloße höfliche Redensart zu stark. Ich möchte daher glauben, er enthalte eine feine Einladung an Chlodowig, den König Gundobald zu dem zu machen, was er nicht war, nämlich zu seinem miles.“ Aber wir glauben, aus diesem Ausdrucke des Briefes erhelle vielmehr, daß die Bezwingung der Burgunder früher als Chlodowig's Taufe zu setzen. Zwar erzählt Gregor von Tours die Taufe eher. Aber wohl aus keinem andern Grunde, als um die Bekehrungsgeschichte Chlodowig's im Zusammenhange darzustellen. Er überging einstweilen die Bezwingung der Burgunder, weil sie auf die Bekehrung Chlodowig's keinen Einfluß hatte.

Beschränkte sich Chlodowig's Reich bloß auf Gallien?

Nach Luden's Ansicht S. 70 — 72 haben sich die Eroberungen Chlodowig's bloß auf die Besitzungen der Alemannen in Gallien beschränkt, und die Alemannischen Völker im eigentlichen Deutschland blieben unberührt. Aber von diesem Unterschied weiß der Ostgothische König Theoderich nichts: et Alamannicos populos, causis fortioribus inclinatos, victrici dextra subdidistis, und dann wird um Schonung für die fessas reliquias gebeten, die Schutz suchend in Theoderich's Gebiet geflohen, und weiter unten: Memorabilis triumphus est, Alamannum acerrimum sic expavisse, ut tibi eum cogas de vitae munere supplicare. Sufficiat illum regem cum gentis suae superbia cecidisse. Sufficiat innumerabilem nationem partim ferro caesam, partim servitio subjugatam. Hätte Theoderich diese Ausdrücke brauchen können, wenn Chlodowig nur den schwächern Theil der Alemannen besiegt, und den stärkern Theil unberührt sitzen lassen? Nach Luden's Ansicht S. 177 — 182 unterwarfen sich die Schwaben dem Fränkischen Reiche zu Theudibert's Zeit durch Vertrag.

Aber hiervon schweigt die Geschichte, wohl aber erzählt sie, daß die Alemannen (Schwaben) von Chlodowig unterworfen wurden, bis auf den Theil, der sich dem König Dietrich von Italien unterwarf, (Ennodius, Pan. p. 311); diesem Theil der Alemannen traten die Ostgothen, vom Griechischen Kaiser Justinian bedrängt, an die Franken, nach deren Beistand sie strebten, ab. (Agathias 1. Bch.) Innig zusammen hängt mit Luden's Ansicht, daß bloß die Alemannen in Gallien unterworfen worden, seine andere Ansicht, (S. 113, 136, 139, 140, 288, 646, 664, 712) daß Chlodowig's Reich auch nicht die Gaue der Franken diesseits des Rheines umfaßt. Von der Stelle Gregor's II. 40 vom fränkischen Könige Siegbert, dessen Reich Chlodowig mit dem Seinigen vereinigte: Cum ille egressus de Colonia civitate, transacto Rheno, per Buconiam silvam ambulare disponeret, sagt Luden, daß diese Worte allein wohl nicht zu der Vermuthung berechtigen können, daß der Buconische Wald zu dem Reiche Siegbert's gehört habe. Die Vermuthung ist aber allerdings mehr dafür, daß Siegbert sich in einen eignen, als daß er sich in einen fremden Wald begeben habe. Ferner kommen in der Geschichte nirgends „freie Gauen" der Franken im Gegensatze zu den Fränkischen Reichen oder rücksichtlich dem Fränkischen Reiche vor. Endlich bleibt unerklärlich, wie, wenn wir das Fränkische Reich bloß auf Gallien beschränkt annehmen, die Fränkischen Könige auf einmal Thüringen unterwerfen konnten. Dazwischen lagen ja Fränkische Gauen. Diese Gaue, so wie die Schwaben und Baiern kamen nach Luden alle durch Vertrag ans Fränkische Reich. Aber es bleibt unerklärlich, was sie zu diesem Vertrage genöthigt habe. Haben sie etwa freiwillig ihre Unabhängigkeit aufgegeben? Nimmt man aber, wie Dietrich's Schreiben dafür zeugt, an, daß Chlodowig auch die Alemannen diesseits des Rheines bezwungen, und nimmt man, wie die erwähnte Stelle Gregor's vermuthen läßt, an, daß die Fränkischen Gaue diesseits des Rheines zu Siegbert's Reiche gehört, und mit diesem an Chlodowig gekommen, so wird erklärlich, wie die Fränkischen

Könige, da sie diesseits des Rheines schon festen Fuß hatten, die Thüringer leicht unterwerfen konnten, und dann die Baiern, von der Macht der Franken umgeben, sich an das Fränkische Reich schließen mußten.

Die beiden Magnovald.

Gregor VIII. 36 erzählt: Bei dem Könige Childebert ward Magnovald aus geheimen Ursachen auf königlichen Befehl auf diese Weise umgebracht. Während der König innerhalb der Pfalz zu Metz stand, und dem Schauspiel zusah, wie ein Thier umringt von der Hunde Schaar gehetzt ward, ward Magnovald geholt. Er kam, wußte nicht, was vorgehen sollte, und fing mit den Uebrigen, den Stier zu sehen an, vor Lachen außer sich. Aber der, welchem der Befehl ertheilt war, schwang, als er ihn auf das Schauspiel aufmerksam sah, die Streitaxt, und zerschlug sein Haupt. Er fiel und starb, und ward aus dem Fenster des Saales geworfen, von den Seinigen begraben. Sein Vermögen wurde sogleich geplündert, und so viel gefunden ward, dem öffentlichen Schatze einverleibt. Manche glaubten aber, daß der Grund zu seiner Ermordung dieser gewesen, daß er nach dem Tode seines Bruders seine Gattin durch Anthuung verschiedener Qualen umgebracht, und die Frau seines Bruders ins Ehebette genommen. So Gregor. Nach Luden S. 782 ist dieser Magnovald derselbe, welcher später vorkommt. „Auch kommt Magnovald in der Folge — IX. c. 9. — als Theilnehmer an der verrätherischen Verschwörung der Großen vor.“ Gregor müßte also die Zeitfolge nicht beobachtet haben, aber daß er hier auf die Zeitfolge aufmerksam ist, beweis't, daß er nach der Erzählung von Magnovald's Tode sagt: Post haec Childeblo filius natus est, und in den frühern Capiteln kommen die Begebenheiten des zehnten Jahres der Regierung Childebert's vor. Magnovald's Tod fällt also ins zehnte Jahr der Regierung Childebert's. Später kommt aber ein Magnovald bei den Begebenheiten des zwölften Jahres

vor. Der im zehnten Jahr umgebrachte kann also der im zwölften als lebend vorkommende nicht sein. Auch war der letztere Magnovald kein Theilnehmer an der verrätherischen Verschwörung, sondern er ward an des auf königlichen Befehl umgebrachten Verräthers Rauching Stelle als Herzog abgesendet, als die Empörer Ursio und Berthefred sich näherten.

Entlehnte die Vorrede zum Sal. Gesetz aus den Gestis Fr.?

Dieselbe Behutsamkeit, die von Nöthen ist, wenn man sagt: „Dieses Volk hat dieses von jenem entlehnt:" muß man auch bei Schriftstellern in einem und demselben Volke anwenden. Luden, 3. Thl. S. 701: „Die Vorrede zum Salischen Gesetz z. B. hat in dieser Ansicht aufgenommen, was der Verfasser der Gesta Francorum, der erst um die Mitte des achten Jahrhunderts gelebt haben kann, erdichtet hatte, um seinen aus Troja gekommenen Franken zu einem Könige Pharamund und zu Gesetzen zu verhelfen." Hier ist 1) ungewiß, ob der Verfasser der Gesta Fr. Urheber dieser Dichtung oder ein anderer, 2) ungewiß, ob der Vf. der Vorrede zum Salischen Gesetz aus den Gestis Fr. oder anderswoher entlehnt, 3) ungewiß, im Falle eine Entlehnung zwischen beiden Schriftstellern stattfand, ob nicht der Fall umgekehrt, und der Vf. der G. Fr. vom Vf. des S. G. entlehnt hat. Daher ist der Schluß des Jüngerseins der Vorrede zum S. G. als die G. Fr. ganz unstatthaft, weil er auf keiner sicheren Voraussetzung beruht. Fragt man, welcher von den beiden hat wahrscheinlicher vom andern entlehnt? so muß man sagen, daß der Vf. der G. Fr. wahrscheinlicher vom Vf. der Vorrede zum S. G. entlehnte. Denn in der Vorrede z. S. G. ist nur von der Wahl der vier rechtskundigen Männer die Rede, und keine Sylbe steht von Pharamund. Der Vf. der G. Fr. setzt die Wahl der vier Männer in die Zeit des Pharamund. Auch steht in der Vorrede keine Sylbe von der Tro-

janischen Abkunft der Franken. Die Vorrede zum S. G. sagt nicht das mindeste Mährchenhafte von den Franken. Hätte der Vf. der Vorrede zum S. G. aus den G. Fr. geschöpft, so wäre er auch wahrscheinlich der Klippe des Mährchenhaften nicht entgangen. Doch zur völligen Gewißheit, daß die Vorrede z. S. G. nicht aus den G. Fr. geschöpft haben kann, wird es dadurch, daß es in der V. z. S. G. von den Franken heißt: gens — nuper ad Catholicam Fidem conversa. Wie hätte der Vf., wenn er erst im achten oder nach dem achten Jahrhunderte gelebt, dieses sagen können?*) Es steht also gewiß, daß die V. z. S. G. weit früher als die G. Fr. verfaßt worden ist, und also der Vf. der G. Fr. entweder unmittelbar aus der V. z. S. G. oder aus einer abgeleiteten Quelle entlehnt haben muß.

Das baro der altdeutschen Gesetze.

Nach Luden S. 245 u. 251 sind die Baren oder Barone in den alten Gesetzen eine eigne Menschenclasse, nämlich Wehren, welches an sich nichts als Männer bedeutet, und die doch nach Luden den Gegensatz zum Geleite bilden, und in der Anmerkung S. 710 sagt er: „In den neuern Zeiten aber hat man den baro zum Bauern gemacht, weil nach Abstreichung der lateinischen Endung, das Bawr (Bauer) übrig zu bleiben, und selbst der Nachbar als Zeuge aufzutreten scheint. Andere sehen in dem Baron bloß einen Mann. Denn im Glossar. Philoxeni heißt es: Baro, ἀνήρ, und der baro findet in den Gesetzen einen Gegensatz in der femina. Darum aber, weil der Baro ein Mann ist, braucht noch nicht jeder Mann ein Baro zu sein. Bei den alten T(D)eutschen war der wahre Mann, nämlich der freie Hausvater,

*) Beiläufig bemerke ich noch, daß das, was in der Eccardischen Ausgabe nach der Vorrede unter der Aufschrift: De Legum inventoribus et earum ratione folgt, das Gepräge eines andern Verfassers an sich trägt.

nur ein Wehr, und jeder Wehr war ein freier Mann. Und was den Gegensatz von baro und femina betrifft: so findet sich derselbe allerdings, und begreiflicher Weise, in der Lex Alamannorum — Tit. LXXVI: si quis morttaudit (mordthatet) barum aut feminam; — aber er findet sich so ganz einfach nicht in der Lex Ripuar. — Tit. LVIII, §. §. 12 und 13, und in der Lex Salica, Tit. XXXIII, §. §. 1 und 2, stehet nicht der baro der femina gegenüber, sondern der mulier ingenua, und folglich muß er wohl ingenuus gewesen sein." Aber auch in der Lex Rip. (58. §. 12 u. 13) ist baro nur der reine Gegensatz zu femina: quod si quis hominem regium tabularium tam baronem quam feminam (so wohl Mann als Weib) und qui tabulariam vel ecclesiasticam feminam seu baronem (nämlich tabularium vel ecclesiasticum) wieder der reine Gegensatz von Mann und Weib, es stände eben so richtig marem sive feminam. Eccard zum Salischen Gesetz S. 67 führt auch noch andere Stellen aus Gesetzen und andern Schriftstellern an, wo baro nur den Gegensatz zu femina macht, und daß unter baro nicht bloß ein homo ingenuus zu verstehen, zeigt recht deutlich die Stelle aus dem Langobardischen Gesetze in barone libero vel servo, vel ancilla. Daß aber im salischen Gesetz (Pact. T. 34; ref. 33), wo vom Schuppen aus dem Wege die Rede ist, bei baro, ingenuus hinzugedacht werden müsse, lehrt der Inhalt, denn ein servus verstand sich von selbst, mußte ausweichen, und wenn er es nicht that, und aus dem Wege gestoßen ward, so wurde darüber kein Aufhebens gemacht. Daß aber auch hier unter baro keine besondere Menschenclasse unter Freien zu verstehen, erhellt daraus, daß für die andern Freien, wenn sie aus dem Wege geschuppt wurden, nicht gesorgt war. Warum sollte bloß, wenn baro eine besondere Menschenclasse unter Freien, ein baro nicht aus dem Wege geschuppt werden? Es steht also fest, baro bedeutet in den alten Gesetzen nichts als einen Mann, und in der zuletzt erwähnten Stelle lehrt der Inhalt, daß bei baro ingenuus hinzu zu denken ist. An eine beson-

dere Menschenclasse ist bei baro nicht zu denken. Baro bedeutete einen Mann ohne allen Nebenbegriff nur als Gegensatz zu Weib. Nur erst später bezeichnete barones eine besondere Menschenclasse, als man von liberi barones (freie in keinem Lehnsverband nur auf ihrem Allod sitzende Männer) das liberi der Kürze halber wegließ. Baro war in liber baro darum so bezeichnend, weil homo, Mann, auch die Bedeutung von Eigenhold hatte. Mit baro, Mann im Gegensatz zu Weib, ist das Altdeutsche Barn, Sohn, nahe verwandt. (Nibelungenlied Z. 2774).

Der Gasachio des Salischen Gesetzes.

Pact. Leg. Sal. Tit. 53. §. 2 bei Eccard S. 95: Si vero adhuc supra dictum debitum solvere noluerit, debet eum manire, et Nestigantio sic admallare: Rogo te Tunzino, ut Neistigante Gassachio meum illum, qui mihi fidem fecit, legitimum enim mihi debet debitum (et nominare debet, quale debitum debeat, et unde fidem fecit) secundum legem Salicam mihi adstringas. Tunc Tunzinus dicere debet: Ego Nestigantio Gasachio tuo in hoc mallo, quod lex Salica habet. Und in der Lex Salica a Carolo magno reformata bei Ecc. S. 159: Rogo te, judex, ut hominem illum denominatum gasachionem meum, qui mihi fidem fecit, de debito tali demoninato secundum legem Salicam inde eum adstringas. Tunc judex dicere debet: Ego gasachium tuum illum in hoc mallo, quod lex Salica habet. Luden S. 153 setzt zu: gasachionem, „Gensacher, Gegensacher, Widersacher." Aber Gasachio, Angelsächs. Gesako, ist nicht aus gen, gegen, sondern aus dem Gothisch und auch Fränkisch und Alemannisch häufig ga lautendem ge, welches z. B. im Goth. gadaila (socius) gamana (socius) gahlaibai (Mitschüler), im Angelsächs. gesith (comes) gefera (comes), im Althochdeutschen gelende (von Land, pagensis) und in unserm Gespiel, Geschwister, Gefährte, Genoß, Gesell u. s. w. vorkommt, und zusammengesetzt aus

Sache, welches im Altdeutschen nicht bloß res, sondern auch Zank, Streit, Streitsache, Rechtssache bedeutet (s. Eccard zum Salischen Gesetz S. 95, J. G. Wachter's Glossar S. 1332 — 1333 u. Versuch eines bremisch-niedersächs. Wörterbuchs 4. Thl. S. 572, welche Belege enthalten). Gasachio ist also zwar der Bedeutung nach ein Widersacher, aber der Ableitung nach ein Gesache aus dem Antheil bezeichnenden ge und Sache, Streitsache, so wie Gespiel aus dem Antheil bezeichnenden ge und Spiel zusammengesetzt ist. Die mit einander spielten, wurden Gespielen, die mit einander sachten (Goth. u. Angelsächs. sakan, niedersächs. saken, Alleman. sachan) d. h. stritten, wurden Gesachen genannt.

Die tunica plumbea der Lex Baiwariorum.

Tit. I. c. 11. Si quis Episcopum, quem constituit Rex, vel populus elegit sibi Pontificem, occiderit, solvat eum Regi vel plebi aut parentibus secundum hoc edictum. Fiat tunica plumbea secundum statum ejus, et quod ipsa pensaverit, auri tantum donet, qui eum occidit. Luden S. 368: „Ward der Bischof getödtet: so ward dem Verbrecher ein Wams von Blei angelegt, und dieses Blei mußte er mit Gold aufwiegen, um sich zu lösen." Oder ward nicht vielmehr ein Rock von Blei nach der Größe des Bischofes gemacht, und der Verbrecher mußte diesen Rock mit Gold aufwiegen? Aehnlich müssen nach der Edda die von Hreidmar ergriffenen Asen Odin, Loki und Hänir wegen des in Gestalt einer Fischotter von Loki erworfenen Oturs, des Sohnes Hreidmars sich nicht dadurch lösen, daß sie Loki mit Gold ausstopfen und bedecken, sondern dadurch, daß sie Otturs Fell mit Gold ausfüllen und bedecken (Lieder-Edda gr. Ausg. 2. Th. S. 152 u. 155. Jüngere Edda, Dämesaga 69 u. 70. Volsunga Saga cap. 23). Aehnlich muß der Araber, der eines andern Hund erschlägt, sich nicht selbst mit Gerste oder Waitzen bedecken, sondern während der Besitzer des Hundes dessen Schwanzspitze faßt, so daß die Nase des

Thieres die Erde berührt, muß des Hundes Todtschläger über den todten Hund einen so großen Haufen Gerste oder Waitzen schütten, bis die Schwanzspitze bedeckt ist. (Seezen, s. die Stelle im Commentar zur Edda Sämundar 2. Th. S. 886.)

Das Mortaudus der Lex Alamannorum.

Tit. 49: De eo qui hominem occiderit et mortaudum fecerit (Georgisch S. 217. mortuum f. Herold; morttodum f. Goldast S. 17; mordtotin f. Schilter S. 37.) I. Si quis hominem occiderit, quod Alamanni mortaudo vocant e. c. (Georgisch; mortudo v. Herold; mortodo v. Goldast; mordtoten v. Schilter; mortot v., mortudum v. u. s. w. andre.) Tit. 76. De eo, cui morttandus imputatur. (Georgisch S. 229. Goldast S. 21; mordtatus i. Schilter S. 645.) Si quis mortaudit barum aut feminam, qui qualis fuerit e. c. (Georgisch; Si cui mortaudum barum aut feminam, q. q. f. Goldast S. 21; Si quis fecerit mordtotum, barum aut feminam, q. q. f. Schilter S. 645; Si cui morttaudus imponitur, sive sit baro sive femina Herold.) Luden sagt S. 361: „Wenn nun eine eigentliche Mordthat [8] geschehen war" u. s. w. und S. 745: „8. Mortaudus — Tit. XLIX und LXXVI. Ich glaube, das Wort ist ganz einfach, Mortade, Mordthat. Aliquem mortaudum facere, ist, Jemanden mordthaten, ermorden." Uns scheint Mortaudus, Mortaudo (die Altdeutsche schwache Form wie alto, blinto, waro, willigo u. s. w.) und morttaudit, nicht aus Mord und That, sondern aus Mord und todt und toden tödten zusammengesetzt, also mordtodt, mordtödtet d. h. durch Mord todt, durch Mord getödtet im Gegensatz zur nicht mörderischen Beraubung des Lebens. Wenn das morttaudit nicht entgegen wäre, könnte man mortaudus, mortodus einfacher von dem Altdeutschen Participium praeteritum, welches etwa statt mordet (gemordet, ermordet) volltönend mordot gelautet, ableiten.

Das Mordridus der Lex Ripuariorum, Baiwariorum, Frisiorum.

Mit Mordtaudus verbinden wir die Untersuchung über das verwandte Mordridus. Lex Ripuariorum. XV. De homine mordrido. Si quis ingenuus ingenuum Ripuarium interfecerit, et eum cum ramo cooperuerit, vel in puteo seu in quocunque libet loco celare voluerit, quod dicitur mordridus e. c. Lex Baiwariorum. Tit. XVIII. c. II. Si quis liberum occiderit furtivo modo, et in flumen ejecerit, vel in talem locum, quod Baiwarii murdrido dicunt e. c. (So liſt Lindenbrog; Herold mordrida; Georgiſch murdridam.) Lex Frisiorum. Tit XX. De mordrito. II. Si quis hominem occiderit et absconderit, quod mordritum vocant. Mordritus iſt hier das participium praeteritum mordrit, ermordet, mit Lateiniſcher Endung. Ein ähnliches Participium praeteritum iſt forbannitus forbannit: Lex Ripuariorum. LXXXVII. De homine forbannito. Si quis hominem, qui forbannitus est e. c. Aber woher kommt das zweite r in mordrit? Es ſetzt ein Zeitwort mordrien, morden, voraus. Im Gothiſchen finden wir wirklich auch das letzte r; maurthr gatawidedun, φόνον πεποιήκεισαν. Marc. 15. 7. maurthra φόνοι Marc. 7. 21. ni maurthrjais, ith ſaei maurthreith, Οὐ φονεύσεις· ὃς δ' ἂν φονεύσῃ. Matth. 5. 21. In maurthrjan, morden, findet ſich alſo das zwiefache r. Im Angelſächſiſchen heißt Mord morthor, morther, Engliſch murder, latiniſirt murdrum in den engliſchen Geſetzen, wo auch murdritus homo (lex Henrici I. c. 92) vorkommt. Im Nibelungenliede (Z. 4063) kommt ermorderot (ermordet) vor; dieſes ſetzt ein Zeitwort ermorderen voraus. Das zweite r in unſerm mordridus macht alſo keine Schwierigkeit. Mordrit unterſcheidet ſich demnach von Mordtod, daß jenes einfaches participium praeteritum von mordrien, wie es gelautet haben muß, morden, und dieſes ein zuſammengeſetztes Beiwort aus Mord und todt.

Weiano pandete der Lex Salica.

Si quis accipitrem de intro clavem repositum furaverit, Malb. Ortfocla sive Weiano pandete e. c. Tit. VII. §. 3. bei Eccard S. 24 wird von Luden S. 342 durch: einen Habicht aus dem Bauer übertragen. Eccard versteht einen angebundenen Stoßvogel darunter. Aber vorher heißt es ja, si quis de pertica acipitrem furaverit, Malb. Weiano sive Ortfocla e. c., wer einen Stoßvogel von der Stange gestohlen. Dieser Vogel war ja auch (nämlich mit dem Fuße) an die Stange befestigt. Also kann Ortfocla pandete nicht einen angebundenen Stoßvogel bedeuten, sondern es bedeutet, wenn man das Lateinische zu Hülfe nimmt, weder einen Habicht im Bauer, noch einen angebundenen Stoßvogel (accipitrem vinculo alligatum), sondern einen verschlossenen Stoßvogel, d. h. einen inwendig im Hause, nicht im Freien auf der Stange bewahrten Stoßvogel. Pandete, von Band, bedeutet aber wohl aus keinem andern Grunde verschlossen, als weil die ältesten Schlösser Bänder waren.

Ableitung von Neustrien und Westen.

Nach Luden S. 141 ist Neustria so viel als Neu-Land, Neu-Franken, und in der Anmerkung S. 677 sagt er: „Neustria, Neustrasia weiß ich nicht besser zu erklären, und kann nicht glauben, daß das Wort aus Westria, entstanden sei, oder aus Neuvestria, das kaum verständlich.“ Neustria der Gegensatz von Austria scheint uns zusammengesetzt aus Ni oder Ne und Austria, also Nicht-Austria; N'Austria erhielt natürlich in der Zusammensetzung den Umlaut und es ward N'Aeustria, N'Eustria, Neustria daraus. Fragt man, wie Westen der Gegensatz zu Osten entstanden? Offenbar aus dem den Gegensatz bezeichnenden we (wie ve im Lateinischen, vecors, vesanus u. s. w.) z. B. wie in weder (oder) welk (elk), Wolf (olf), wähnen, alt wanan (ahnen) und aus Osten, welches in der Zusammensetzung

den Umlaut erhielt, also We-Osten W'Osten, mit dem Umlaut W'Oesten, W'Esten, Westen, das ist der Gegensatz von Osten. Auf gleiche Weise ward der Gegensatz zu Austria aus Ne und Austria gebildet, und durch Zusammenziehung und Umlaut ward ganz den Gesetzen der Deutschen Sprache gemäß Neustria, Neustrien daraus.

Das melius adhuc eae civitates des Tacitus.

Tacitus (Germ. 19.), nachdem er die Unverbrüchlichkeit der Ehen bei den alten Deutschen geschildert, fährt fort: Melius quidem adhuc eae civitates, in quibus tantum virgines nubunt e. c. Nach Luden 1. Th. S. 581 u. 3. Th. S. 325 und andern sind in dieser Stelle nicht die Deutschen Staaten überhaupt, sondern nur einige Deutsche Staaten zu verstehen. Aber ich glaube, daß der sich der Kürze befleißigende Tacitus das, was er erzählen will, sogleich in Form eines Urtheiles vorträgt, und durch eae civitates nicht auf besondere Deutsche Staaten, sondern die Deutschen Staaten überhaupt, und durch adhuc auf den Römischen Staat deutet, denn in den früheren Zeiten erhielten bei den Römern die mit einer Ehe sich begnügenden Wittwen eine Ehrenkrone (Valerii Maximi Fact. Memor. lib. II. c. 1. §. 3.) Was Tacitus über die Deutschen sagt, ist von Anspielungen auf die Römer voll, ohne daß er die Römer nennt. Daher hat es alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß auch in dem adhuc eine Anspielung auf die Römer liegt, und Tacitus als einen der Gründe, warum die Ehe bei den alten Deutschen überhaupt so unverbrüchlich sei, das nicht Statthaben einer Wittwenehe angiebt, weil so sich die Frau, ohne Hoffnung auf einen zweiten Gatten, inniger an den einzigen Mann ihres Lebens anschließe. Im allgemeinen fährt dann auch Tacitus von den Deutschen fort, und schließt endlich (cap. 27): Haec in commune de omnium Germanorum origine et moribus accepimus. Nunc singularum gentium instituta ritusque, quatenus differant, —— expediam. Also jetzt

erst fängt er von den besondern Völkerschaften zu sprechen an. Wo von den Ehen die Rede ist, und an den übrigen Stellen setzt er nicht besondere Deutsche den Deutschen, sondern nur die Deutschen im Allgemeinen den Römern entgegen.

Ableitung von Alod, Odal, Adel. — Allmenning, Allemannen.

Luden S. 248: „Das Wahrscheinlichste möchte sein, daß das Wort Alod oder a Lod Nichts heiße als: ein Loos, wie es in Niedersachsen und Westphalen heißet bis diesen Tag, und daß es nur durch den Gebrauch der Lateinischen Sprache unkenntlicher und verkannt worden sei.“ Aber Alod heißt schwerlich ein Loos, sondern wohl Unloos. Alod ist nämlich wohl zusammengesetzt aus dem das Gegentheil bezeichnenden a (a privatum), welches z. B. in ateilo (keinen Theil habend) Ameise, (unmüßig), Amale (fleckenlos) langobard. amund (liber a tutela), altnord. ámätliger (monstrosus ámunr (minax) andre s. in J. G. Wachters Glossarium Prol. Sect. V und in dem Glossar zur Koppenh. Ausg. der Lieder-Edda) und aus Lod, Loos, Theil (Goth. Hlauts (ohne Zeichen des Nominativs Hlaut), altnord. Hlutr (ohne Zeichen des Nom. Hlut), Hluti, Angelsächs. Hlot, Engl. Lot, Dän. Lod, plattd. Lott.) Alod ist also, was dem Loose, der Vertheilung nicht anheimfällt*). Da das gemeinsame Gut, Grundstücke, Beute u. s. w. durch

---

*) Wagner in Bailey-Fahrenkrügers Wörterbuche der engl. Spr., von welchem wir künftig eine Beurtheilung geben werden, läßt S. 28 das A in Alod unerklärt: „Allòdium, állohdiom, (vom angels. hlot, fränk. loz, t (d). Loos, wodurch in alten Zeiten Erbschaften vertheilt wurden. Daher auch Goth. lod, lood, Boden, Bodenertrag, Land) das Loosgut, Freigut.“ Boden, Bodenertrag, Land konnte aber bei den Gothen darum Loos heißen, weil das Gemeindegut verlooset ward, wenn es benutzt werden sollte. Bevor aber an Erbschaften zu denken war, mußte Alod, d. h.

Verloosung, Vertheilung Eigenthum eines Einzelnen ward, so wurde Alod (was dem Loose, der Vertheilung, nicht unterliegt) die natürliche Benennung für Privateigenthum. Die Germanen, welche Cäsar kennen lernte, hatten nach ihm (de B. G. VI. 22.) keine Privatgrundstücke: neque quisquam agri modum certum aut fines proprios habet. Die Aecker wurden jährlich vertheilt. Also das gemeinsame Eigenthum an Grundstücken herrschte in den frühern Zeiten bei den Germanen, die den Ackerbau wenig liebten, vor dem Privateigenthum vor. Privateigenthum entstand nur durch Verloosung, Vertheilung. Das Lod (Loos, Theil) war also das Ursprüngliche, und daher ist ganz natürlich, daß der Gegensatz dieses Ursprünglichen durch Alod (Unloos) bezeichnet ward. War etwas Privateigenthum geworden, so konnte es kein Lod (Loos), Theil mehr werden, es war also ein Alod. So bildete sich in Alod auf die natürlichste Weise der Begriff von Privateigenthum aus, und ward einmal gebräuchlich, auch beibehalten, als die Verloosungen, Vertheilungen, bei abnehmendem Gemeindegute, und bei größerer Liebe zum Besitze von Privatgrundstücken, seltener wurden, beibehalten. Dann als das Lehnswesen aufkam, machte Alod d. h. Eigenthum den Gegensatz zu Lehn. Weil die Neuern sich Alod als den ursprünglichen Gegensatz von Lehn, zumal da Féod *) und Alod eine und dieselbe Wurzel zu haben schienen, dachten, konnten sie die richtige Ableitung unmöglich finden.

Der Aehnlichkeit wegen verbinden wir mit der Ableitung von Alod die von dem altnordischen Odal, Dän. Odel d.

Gut, welches der Verloosung der Gemeinde nicht mehr anheim fiel, vorhanden sein. Allodium darf daher nicht durch „Loosgut,“ sondern muß durch Unloosgut übersetzt werden.

*) Aus Fe (Goth. Faihu, Angels. Fea, Feo, Engl. fee, altnord. fé) Vieh, und weil Vieh das beliebteste Eigenthum und Tauschmittel, Vermögen, Geld, Sold, und aus od (wie in Kleinod) Gut altnord. audr, ohne Zeichen des Nominativs aud), also Sold-Gut, ein als Sold zum Nießbrauch verliehenes Gut.

h. ganz zins- und dienstfreies, eignes, von niemanden, als von Gott und der Sonne verliehenes Gut, wovon diese freien Besitzer die Odaler oder mundartlich verschieden Udaler genannt wurden *). Dem Odal stand entgegen das ungebauete Land, Allmenning oder Allmend genannt, welches als allein dem Könige angehörig angesehen ward, und wofür er von denjenigen, welche es anbauen oder benutzen wollten, eine Abgabe oder einen Zins zu erheben pflegte. Der König konnte einen Allmenning verpachten, wem er wollte. Der Empfänger mußte die ersten zwölf Monate einen Zaun darum ziehen, und es stand nicht in seinem Belieben, ihn öfters zu verlegen. Die Wiesen, welche im Allmenning waren, hatte der zwölf Monate, der zuerst seine Sense darauf ansetzte. Sennhütten konnte jeder, wer wollte, in dem Allmenning machen, und die Sommerzeit dort wohnen. Aber wenn Jemand in einem Allmenning säete, und von des Königs Beamten keine Erlaubniß dazu erhalten hatte, so waren dem Könige Korn und Heu. Auf alle Fischwasser in einem Allmenning standen allen gleiches Recht zu. So haben wir anschaulich gemacht, was ein Allmenning **) war,

*) Da E. M. Arndts Nebenstunden. (Leipzig, 1826, Hartknoch), welche außer der Geschichte und Beschreibung der Eilande Orkney und Shetland, noch einen Schatz trefflicher Bemerkungen enthalten, ein Werk, das wir mit wahrhaftem Genusse gelesen haben, und über welches wir in unserm Forum, unsre Dankbarkeit freudig aussprechend, weitläuftiger und gründlicher verbreiten würden, wenn wir es nicht schon in der Jenaisch. Allgem. Lit.-Zeit. März 1828. N. 59 u. 60. näher angezeigt hätten, da dieses herrliche Werk, sage ich, unter den andern Werken, welche über Odal, Odalrecht und Odaler handeln, den meisten unsrer geneigten Leser zunächst zur Hand sein wird, so verweisen wir darauf S. 60. 61. 117. 176 — 183. Ueber Allmenning S. 60 u. 106 — 107.

**) Vielleicht haben die Allemannen davon ihren Namen erhalten, daß sie bloß Allmennings und keine Alode hatten. Wenigstens paßt auf die Allmennings sehr gut, was Cäsar im Allgemeinen vom Wechsel der Felder sagt, wir müssen nur dabei die nordische Königsmacht abziehen. Doch wiesen auch nach ihm die Obrigkeit und Fürsten das zu bebauende Land an.

und der Gegensatz von Odal, freies eignes Gut, springt um so leichter in die Augen. Aber werden wir vielleicht zur Buchstabenversetzung (Metathesis) unsre Zuflucht nehmen, und Odal von Alod ableiten? Im Altnordischen haben wir deila, theilen, im Angelsächs. dál, im Goth. dail, im Niedersächs. Deel, Theil. Nehmen wir nun ein altes Dal (Theil) ohne Umlaut an, und setzten das altnordische beraubende O oder U, welches beides vorkommt, davor, so haben Odal, Untheil. Also ein Gut, welches wie Alod der Vertheilung nicht anheimfällt, ein eignes freies Gut dem Allmenning gegenüberstehend. Setzen wir an die Stelle des O oder U das beraubende A, so haben wir Adal wie in athalerbi des Otfrid (s. Schilteri Gloss. S. 10 u. 10.) Da der ursprüngliche Adel bei den alten Deutschen wohl nichts als die freien Grundbesitzer, das heißt, die Besitzer von Athaln waren, so bildete sich nach und nach in Athal der Begriff von Adel aus. Aus Adal ward Adeling oder mit dem Umlaut Edeling, und edel (durch den Umlaut) gebildet. Im Index des Verelius kommt adalmann, maritus legitimus, adalkona uxor legitima, adalkonu barn, liberi legitimi vor, ganz natürlich, denn nur standesmäßige Ehen waren gesetzmäßig. So erhielt Athal, Adal vielerlei Nebenbegriffe, so daß wenn jemand ohne zur Quelle zurück zu gehen, gerade zu sagen wollte, Adel ist so viel als Untheil, er etwas Unsinniges zu behaupten schien. Halten wir aber unsre wahrscheinliche Vermuthung fest, daß Athal (Untheil) ein freies eignes Gut hieß, so wird begreiflich, wie Adel aus dem beraubenden A und Del (Theil) zusammengesetzt ist.

Die Sprache der Aestyer. — Unverständige Glückpreisung.

Ergo jam dextro Suevici maris littore Aestyorum gentes alluuntur: quibus ritus habitusque Suevorum, lingua Britannicae proprior. Tacitus, Germ. 45. Gewiß

wäre es sowohl in Hinsicht der Beantwortung der Frage, zu welchem Volksstamme die Aestyer gehörten, als auch in Ansehung der Prüfung der Glaubwürdigkeit des Tacitus bei Angaben über den fernen Nordosten äußerst wichtig, wenn sich Denkmähler der Aestyschen Sprache erhalten hätten. Dennoch ist es kaum glaublich, daß ein Beurtheiler eines geschichtlichen Werkes (Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens von Johannes Voigt. Erster Band. Die Zeit des Heidenthums. Mit einem Kupfer. Königsberg, Bornträger 1827) in einer so geachteten Zeitschrift, als die Blätter für literarische Unterhaltung (Nr. 251. 1. Nov. 1827. S. 1002) den Unverstand so weit treiben und sagen kann: „Ref. betrachtet es als ein Glück, daß von der Sprache der alten Aestyer nicht mehr übrig ist, als einige Worte, denn so große Wichtigkeit er der angebornen Natur eines Volkes bei der ganzen Gestaltung von dessen Geschichte beimißt, so wichtig er deshalb eine Untersuchung über die natürliche Verwandtschaft einer Nation findet, so untergeordnet erschienen ihm die gewöhnlich so hoch angeschlagenen Resultate, welche die Sprache in dieser Beziehung bieten kann." Wie? untergeordnet erschienen diese Resultate? Giebt es denn z. B. einen schönern Beweis für die innige Verwandschaft der Gothen mit den übrigen Deutschen, als die Denkmähler der Gothischen Sprache? In den Augen jenes weisen Referenten wäre es ein Glück, wenn von der Gothischen Sprache uns nichts übrig geblieben, als einige Worte Oder hat Hume c. 1. in Ansehung der Ansiedelung der Sachsen im südlichen Schottland Unrecht, wenn er sagt: „Die in diesen Gegenden gesprochene Sprache, welche rein Sächsisch ist, ist ein stärkerer Beweis für dieses Ereigniß, als daß es könnte von den unvollkommenen, oder vielmehr fabelhaften Annalen, welche uns von den Schottischen Geschichtschreibern aufgedrängt worden sind, widerlegt werden." Giebt hier die Sprache ein untergeordnetes Resultat? Oder ist es auch hier in den Augen jenes einsichtsvollen Referenten ein Unglück, daß sich im südlichen Schottland das Sächsische rein

erhalten hat? Bleiben von einer Sprache nur einige Worte übrig, dann ist für geschichtliche Forschungen nicht viel zu gewinnen, und ihre Erhaltung ist eben als kein großes Glück zu betrachten. Es aber auf dem Standpunkt eines Geschichtsfreundes als ein Glück zu betrachten, wenn von einer Sprache nur wenige Worte auf uns gekommen, ist mit bezeichnenden Worten ausgesprochen, reiner Unverstand.

Die Endung der Völkernamen auf — varen.

Um so unbegreiflicher ist des Ref. Aeußerung, da er S. 252 eine sehr gute Anwendung seiner Kenntniß alter Sprache macht: „Unter die Grillen und Luftschlösser des Verfs. rechnet Ref. die Mannei der Vidivarier. Es ist ganz falsch, wenn man den letzten Theil des Namens durch Wehren übersetzt. Er bedeutet nichts als: Menschen, Einwohner — in allen ältern germanischen Dialekten, wo er vorkommt. So heißt Verthiod nicht etwa ein Volk von Wehren, eine Wehrmannei, wie man das erdachte Wesen genannt hat, sondern genus humanum; Vermete ist nicht Speise für Wehrmänner, sondern Mannskost überhaupt, und Romvare heißt ein Einwohner Roms, ein Römer; Hierosolimavare ein Einwohner Jerusalems. Burghvare*), der Einwohner einer Stadt oder Burg. Bojovarier sind nicht die Wehren der Bojer, sondern die Einwohner des alten Bojerlandes, und die Vidivarier sind die Einwohner des Videnlandes, sonst auf der Welt nichts. Eine Art Militärstaat, Grenzcolonie oder dergleichen in den Vidivariern zu sehen, ist außer der grundfalschen Deutung des Namens und der grundfalschen Annahme von Wehrmanneien im alten Ger-

---

*) Ein Schiffender, setzen wir hinzu, heißt im Altnordischen skipveri. So z. B. im Landnamabok (2. 17. S. 110.) skipveriom sínom, denen, die mit ihr (Audur) geschifft waren. Hördr het skipveri Audar, Hördr hieß einer, der mit Audur geschifft war.

manien, nicht die mindeste Veranlassung vorhanden.“ Welche richtige Anwendung macht der Ref. hier von den Schätzen der alten Deutschen Sprache, und dennoch würde er es als Glück betrachten, wenn nur noch einige Worte übrig wären. Aber wie, wenn unter den einigen Worten gerade die nicht wären, die der Ref. so eben zu seiner Erklärung verwendet? Nicht wahr, er könnte Herrn Voigt nicht so siegreich bekämpfen?

Ableitung der Grafen.

Auch im folgenden bewährt die oft genannte 64 wie wichtig für die Geschichte Erhaltung alter Sprachen sind: „Das einzige Volk, was ganz in den alten Sitzen geblieben ist, von Tacitus Zeiten bis in das Mittelalter, sind die Friesen. Sie kannten auch jene principes, qui jura per pagos vicosque reddunt, es waren aber keineswegs die Grafen, sondern die Asega, und erst seit sie von den Franken unterworfen worden waren, mußten sie sich über dem Asega einen Grafen gefallen lassen, der zugleich Militärführer der Gaumannschaft und Lehensmann des Königs war. Bevor diese königliche Condottierenherrschaft auf Friesland ausgedehnt war, kannte man hier keine Grafen. Was ist nun natürlicher, als anzunehmen, die Germanen hätten ursprünglich die Einrichtung der Grafenämter nicht gekannt, sondern bloße Asegas im Frieden und Herzoge im Kriege gehabt — später aber, als einzelne Condottieren, Geleitsfürsten, Reiche durch Eroberungen gründeten, hätten sie den ihnen heerbannflüchtigen und blutbannflüchtigen unterworfenen, freien Gemeinden Männer aus ihrem Geleit, Gefährten von sich als Richter und Anführer gesetzt, und dieses seien die Grafen. Der Lateinische Name der Grafen comites bezeichnet ja eben nur Gefährten, und der deutsche Name, der ursprünglich in hochdeutschen Mundarten geraphio, in niederdeutschen gerefa lautet, ist, wie Professor Phillips vor Kurzem in seiner „Angelsächsischen Rechtsgeschichte“ bewiesen hat, nur

eine andere Form für gefario oder gefera, was ebenfalls einen Gefährten, comes, bedeutet." Nicht erst vor Kurzem ist das Angelsächsische Gefera zur Ableitung des Wortes Graf gebraucht worden, sondern schon beinahe vor hundert Jahren von Johann Georg Wachter in seinem Glossar S. 606.

Ward Gallien durch bloße Geleite erobert?

Wir bemerken zu obiger Stelle der 64 noch dieses, daß die für die Deutschen so einflußreiche Eroberung nicht durch bloße Geleitsfürsten geschehen, sondern die Könige nicht bloß Führer ihres Geleites, sondern auch freier Franken gewesen. Auch nach Luden wird Gallien durch Geleite erobert. So S. 239. „Das Geleite, mit welchem Chlodwig den letzten Sieg gewann" u. s. w. S. 240: „Indem also Fränkische Geleite das Land nach und nach eroberten" u. s. w. Waren es aber wirklich nur Geleite? Tacitus Ger. 14. sagt unter anderm von den Geleiten: magnumque comitatum non nisi vi belloque tueare: exigunt enim principis sui liberalitate illum bellatorem equum, illam cruentam victricemque Frameam. Nam epulae et convictus, quanquam incompti pro stipendio cedunt: materia munificentiae per bella et raptus. Hier erscheint der Geleitsfürst als Herr dessen, was erbeutet wird, er schenkt seinem Geleite; von einem Verloosen ist nicht die Rede. Paßt wohl auf ein Geleite folgende Erzählung Gregors von Tours (2. 27.)? „Zu jener Zeit" (nämlich als Chlodwig den Siagrius, den Römischen Fürsten bei Soissons bezwungen) „wurden viele Kirchen vom Heere Chlodowigs geplündert, weil er noch in den heidnischen (fanaticis) Irrthümern befangen war. So hatten die Feinde aus einer Kirche einen Krug von bewunderungswürdiger Größe und Schönheit genommen, mit den übrigen Geräthen des Kirchendienstes. Der Bischof jener Kirche schickte Gesandten an den König, und verlangte, daß wenn er auch das andre von den heiligen Gefäßen nicht zurück erhalten könnte, er wenigstens den Krug seiner Kirche wieder bekommen möchte.

Hierauf antwortete der König dem Gesandten: „Folge uns nach Soissons, weil da alles, was wir erworben, vertheilt werden soll. Giebt mir das Loos jenes Gefäß, so will ich des Bischofes Verlangen erfüllen.“ Als er von dort nach Soissons gekommen, und die ganze Masse der Beute in die Mitte gestellt worden, sprach der König: „Ich bitte euch, tapferste Krieger, daß ihr mir wenigstens jenes Gefäß“ (er meinte den erwähnten Krug) „über mein Loos bewilligt.“ Auf des Königs Worte antworteten die Verständigeren: „Alles, ruhmreicher König, was du siehst, ist dein: und auch wir selbst sind deiner Herrschaft (dominio) unterworfen. Thue daher, was dir gefällt. Keiner kann deiner Macht widerstehen.“ — Wir bemerken hier, daß ein Theil dieser Worte, nur Höflichkeit sein konnte, denn wenn dem Könige wirklich alles gewesen, wozu hätte er sie zu bitten brauchen, ihm etwas über sein Loos zu bewilligen? Wenn er bloßer Geleitsfürst war, so hätte ja die Vertheilung der Beute nicht vom Loose, sondern von seiner Freigebigkeit abgehängt. Wie die Fränkischen Könige zur Herrschaft gelangt, davon weiter unten. Gregor erzählt weiter: „Da jene dieses zu ihm gesagt, schlug ein Leichtsinniger voll Neid und Zorn mit der Streitart in den Krug: „Du erhältst hiervon nichts, als was dir das Loos wirklich ertheilt!“ Hätte einer aus dem Geleite sich so benehmen und dem Könige so antworten können? Oder war es nicht vielmehr ein freier Franke? Gregor fährt fort: „Hierüber geriethen alle in Staunen. Der König ertrug die Beleidigung mit Geduld, und gab den empfangenen Krug dem Kirchenbothen. Die Wunde nährte er im Herzen verborgen. Nach Verlauf des Jahres aber befahl er der ganzen Heerschar in voller Rüstung zu kommen, damit sie auf dem Märzfelde (in campo Martio, nicht M a i f e l d e, wie Luden S. 233 überträgt) den Glanz ihrer Waffen zeige. Er hatte vor, alle durchzugehen: als er zum Krugschläger kam, sagte er zu ihm: „Keiner ist mit so schlechten Waffen, als du, erschienen; denn weder dein Spieß, noch dein Schwerdt, noch deine Streitaxt taugt etwas,“ ergriff dessen Streitaxt und

warf sie zur Erde. Aber als sich jener ein wenig gebückt, um sie aufzuheben, schlug der König mit emporgehobenen Händen die eigne Streitaxt ihm auf den Kopf, mit den Worten: „So thatest du mit dem Kruge zu Soissons." Nachdem jener todt, hieß er die übrigen hinweggehen. Durch diese That flößte er große Furcht vor sich ein. „Luden bemerkt S. 235, daß diese Erzählung beweise, daß in dem Geleite Chlodowigs noch die alten Gesetze des Geleites in voller Kraft bestanden. Aber aus der oben erwähnten Stelle des Tacitus erhellt ja, daß die Kriegsbeute dem Geleitsfürsten gehörte, und er nur nach seiner Freigebigkeit vertheilte. Vielmehr erhellt aus der Erzählung, daß Chlodowig nicht bloßer Geleitsfürst, sondern auch Heerführer freier Franken war. Wie sind aber wohl die Fränkischen Könige zu ihrer Gewalt gelangt? Aus Chararichs und seines Sohnes Geschichte bei Gregor (2. 41.) erhellt, daß die Fränkischen Könige schon zur Zeit der Eroberung als Abzeichen königlicher Gewalt langes Hauptthaar trugen. Tacitus schweigt aber gänzlich über dieses Abzeichen, da er doch ein vorzügliches Augenmerk über die verschiedenen Stufen der königlichen Gewalt bei den verschiedenen Germanischen Völkern richtet. Mir scheint daher die Ueberlieferung bei Gregor (2. 9.), daß die Franken nach ihren Uebergange über den Rhein langhärige Könige den Gauen oder Staaten nach aus der ersten oder edlern Familie über sich gewählt, vollen Glauben zu verdienen. Die kriegerische Stellung machte nun bleibende Heerführer nöthig. Um diese Wahl als auch erblich zu bezeichnen, erhielt nun das königliche Geschlecht die Auszeichnung, daß es allein das Hauptthaar ganz unverschnitten tragen durfte. Oder war vielleicht langes Haar ein Abzeichen der Geleitsfürsten? Auch hiervon weiß der über sie so gut unterrichtete Tacitus nichts.

Allgemeine Widerlegung der falschen Begriffe vom Geleite.

Haben bloße Geleite Reiche gegründet? Waren z. B. die Wandalen, Sweven, West- und Ostgothen, Langobarden,

Sachsen, Angeln, Jüten, die auf den Trümmern des Römischen Reiches eigne Reiche gründeten, bloße Geleite? Oder waren sie nicht vielmehr freie Völker oder Theile von solchen unter Anführung königlicher Häuptlinge stehend, und hatten diese Häuptlinge neben der Führung der Freien nicht noch besondere Geleite? Ich brauche nämlich hier frei im Gegensatze der persönlichen Hingebung an einen Fürsten als dessen Kriegsmann. Insignis nobilitas, aut magna patrum merita, principis dignationem etiam adolescentulis assignant: ceteris robustioribus ac jam pridem probatis aggregantur, nec rubor inter comites aspici. Nämlich des Vaters Geleit schämte sich nicht, auch dem noch untüchtigen Sohne zu folgen, ohngeachtet die Vasallenpflicht noch nicht erblich war. Es fesselte noch nicht Herkommen und Gesetz, sondern das natürliche Band der Anhänglichkeit. Gradus quin etiam et ipse comitatus habet, judicio ejus, quem sectantur, magnaque et comitum aemulatio, quibus primus apud principem suum locus. Die Geleite hatten sich also nicht etwa den Fürsten gewählt, um einen gemeinsamen Führer zu haben, sondern der Geleitsmann hatte sich wirklich in des Fürsten Dienst begeben. Der Fürst theilte nach Belieben Beförderungen aus, und der Geleitsmann war darnach begierig. Et principum (nämlich aemulatio), cui plurimi et acerrimi comites. Haec dignitas, hae vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari; in pace decus, in bello praesidium. Also der Geleitsmann war zu so persönlichem Dienst verpflichtet, daß er dem Fürsten nicht bloß im Kriege, sondern auch im Frieden begleiten mußte. Wenn es eine Kriegsunternehmung galt, schlossen sich nicht erst Geleitsmänner an den Fürsten, sondern sie dienten ihm auch im Frieden. Daher wird z. B. von Luden 1. Th. S. 580 folgende Stelle des Cäsar (de B. G. 6. 23.) auf das Geleit fälschlich bezogen: latrocinia nullum habent infamiam, quae extra fines cuiusque civitatis fiunt; atque ea juventutis exercendae ac desidiae minuendae causa fieri praedicant; atque ubi quis ex principibus in concilio se dixit

ducem fore, ut qui velint, profiteantur; consurgunt ii, qui et causam et hominem probant, suumque auxilium pollicentur: atque a multitudine collaudantur: qui ex iis secuti non sunt in desertorum et proditorum numero ducuntur, omniumque rerum iis postea fides abrogatur. Dieses Anschließen an den Fürsten dauerte nur so lange, als die Heerfahrt dauerte. Es war kein Geleit. Denn im Frieden war es nicht um den Fürsten, und konnte ihm auch kein bleibendes Ansehen bei dem Volke und dem Auswärtigen geben, weil es vom Willen der sich Anschließenden abhing, ob sie sich wieder anschließen wollten. Wenn Tacitus von den Fürsten, welche ein ausgezeichnetes Geleite hatten, sagt: expetuntur enim legationibus, et muneribus ornantur, et ipsa plerumque fama bella profligant, so kann dieses nur auf ein bleibendes Ansehen bei den Auswärtigen bezogen werden. Oder wird ein Fürst, der andre freie Männer zu einem Raubzug um sich versammelte, es etwa den Auswärtigen erst bekannt werden lassen, daß er einen Raubzug vorhabe? Cäsar spricht also hier von einem vorübergehenden Anschließen, Tacitus von einem bleibenden, jener von einem bloßen Anschließen an die Unternehmung, und um der Unternehmung Willen an den Führer, Tacitus von einem bleibenden Anschließen an die Person des Fürsten. Um der Sache der Eroberung Galliens Willen schlossen sich die Franken an die Könige, und weil diese Eroberung nicht mit einer Heerfahrt abgemacht werden konnte, schlossen sie sich bleibend an die Könige, aber nicht als Geleite um der Könige, sondern um der Sache Willen. In dem von Tacitus beschriebenen dauernden Anschließen an die Person des Fürsten oder den Geleiten lag schon ganz der Keim der Lehns- und Dienstmannschaft des Mittelalters. Das Lehnswesen entstand unter den Franken nicht dadurch, daß die Franken im eroberten Gallien Land durchs Loos erhielten, und in Zeiten des Krieges kriegspflichtig waren, sondern dadurch, daß die Könige von ihrem durch das Loos erhaltenen Lande ihren Geleitsmännern Land als Sold und zum Unterhalt ertheilten. Daher

die Leudes neben den freien Franken, bis die Macht der Leudes so überhand nahm, daß die Freien eine untergeordnete Rolle spielen mußten, und nun ihr Alod aufgaben und Lehnsleute wurden. Die Loosvertheilung des eroberten Landes war also nicht die Quelle des Lehnswesens, sondern die Verleihung von Land durch die Fürsten an die ursprünglich bloß durch Mahlzeiten und Geschenke besoldeten Geleitsmänner. — Wir fahren mit der Erläuterung des Tacitus fort. Das in bello praesidium ist auch für den Begriff des Geleites bezeichnend. Führte nämlich ein Fürst auch freie Krieger des Gaues ins Feld, so war sein besonderer Schutz sein Geleit. Nec solum in sua gente cuique, sed apud finitimas quoque civitates id nomen, ea gloria est, si numero ac virtute comitatus emineat. Also nicht die ganze gens war das Geleite. Ward der Fürst zum Führer der gens erwählt, so standen neben ihm außer dem Geleite noch freie Männer. Oder hatte ein Gau einen König, so führte dieser nicht bloß sein Geleit, sondern auch die freien Krieger zur Kriegsunternehmung. Unternahmen z. B. die Allemannischen Könige, ihre Einfälle in Gallien bloß mit ihren Geleiten, oder nahmen nicht auch die freien Krieger des Gaues Theil? Ammian Marcellin (lib. XVI. S. 123 der Leidner Ausg. von 1552) sagt vor dem Ereigniß der Straßburger Schlacht: Sed paulo postea uno ex his Gundomado, qui potior erat fideique firmioris, per insidias interrempto, omnis ejus populus cum nostris hostibus conspiravit: et confestim Vadomarii plebs, ut asserebant, agminibus bella cientium barbarorum sese conjunxit. Ist hier unter populus und plebs das Geleite zu verstehen? S. 125: Hos (nämlich den Chnodomar und Serapio) sequebantur potestate proximi reges numero quinque, regalesque decem et optimatum series magna, armatorum millia triginta et quinque, ex variis nationibus partim mercede, partim pacto vicissitudinis reddendae quaesita. Waren also die Allemannen bei Straßburg bloße Geleite? Wohl aber waren die Könige nicht ohne Geleite. S. 133: rex Chnodomarius reperta

copia discedendi, lapsus per funerum strues cum satellitibus paucis celeritate rapida properabat ad castra e. c. und S. 134: compulsus ad ultimos metus, ultro se dedit, solus egressus: comitesque ejus ducenti numero, et tres amici junctissimi, flagitium arbitrati post regem vivere, vel pro rege non mori, si ita tulerit casus tradidere se vinciendos. Hier tritt das Geleite hervor ganz in Uebereinstimmung mit Tacitus. Quum ventum in aciem, turpe principi, virtute vinci; turpe comitatui, virtutem principis non adaequare; jam vero infame in omnem vitam ac probrosum, superstitem principi suo ex acie recessisse, illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriae ejus assignare, praecipuum sacramentum est. Principes pro victoria pugnant, comites pro principe. Die übrigen Allemannen waren dem Könige bloß um der Sache Willen, um Gallien zu plündern und erobern, gefolgt. Seinem Geleite galt nur seine Person. Wäre den Allemannen die Eroberung Galliens geglückt, schnell würden die, welche so irrige Begriffe vom Geleite haben, sagen, die Eroberung Galliens sei durch Geleite bewerkstelligt worden *), da doch außer den Geleiten noch die freien Allemannen an den Einfällen in Gallien Antheil nahmen. Zur Aufhellung der Geschichte der Geleite gehört auch folgende Stelle des Jornandes (c. SS.) Qui Theodoricus, jam adolescentiae annos contingens, expleta pueritia, octavum decimum peragens annum, adscitis satellitibus patris, ex populo amatores sibi, clientesque consociavit pene sex millia

*) Und wirklich sagt Luden 3. Th. S. 70: „Es scheint — — —, daß die Allemannen, die Chlodowig als König anerkannten, nur die Geleite gewesen seien, welche das Land vom Rheine bis zu den Vogesen und den Gränzen des Burgundischen Reichs erobert und besetzet hatten." Und S. 71: „die Allemannen in Gallien, als Geleit ausgezogen aus der Heimath." —

viros; cum quibus inscio patre, emenso Danubio super Babai, Sarmatarum regem, discurrit e. c. Luden S. 27: „Theodorich sammelte sogleich — — ein Geleit treuer Männer,“ und S. 627 in der Anmerkung nach den Lateinischen Worten: „Also gewiß ein Geleit.“ Ein Geleit war dabei, aber das Ganze war kein Geleit. Nämlich die satellites patris waren das Geleit, die amatores sibi schlossen sich an das Unternehmen an, wie es Cäsar schon beschreibt. Es war eine zu einem bestimmten Zwecke gesammelte Heerschaar, unter welcher sich ein Geleit befand. Das ex populo ist auch bezeichnend, es macht den Gegensatz zu den satellitibus. Die Eroberung Italiens bewirkte Dietrich der Große nicht bloß durch sein Geleit, sondern omnem gentem Gothorum, quae tamen ei praebuerat consensum, assumens (Jornandes c. 88.). Wie herrlich nimmt sich für den, welcher genau begriffen, was ein Geleit war, folgende Stelle der oben erwähnten 64 aus: „Die Ausbildung des Geleitswesens besonders im Solde der Römer oder im Kriege gegen die Römer hatte in Deutschland ein Condottierenwesen ausgebildet, und als solche Condottieren erscheinen die Könige der Völkerwanderung“ u. s. w. Erscheint denn Dietrich als ein Condottiere, als er das ganze Volk der Ostgothen nach Italien führte? Er führte ein Volk mit Weibern und Kindern auf den Wagen (Prokopius Goth. Kr. 1 B. und Ennodius im Paneg. p. 100) nach Italien. Oder war es ein Geleit, wenn Alboin über zwanzig tausend Sachsen mit Weib und Kind nach Italien begleiteten, (Gregor von Tours IV. 35 u. 37 u. V. 15. Paulus Diaconus II. 6.)? Wie Unrecht haben also die, welchen die Könige der Völkerwanderung als bloße Geleitsfürsten oder gar Condottieren erscheinen. Es waren Heerführer ganzer Völker oder rücksichtlich Theile von Völkern, die auf Eroberung auszogen. Diese Völker oder Theile derselben waren nicht ihre Geleite, sondern ihre Geleite waren die Krieger nur, welche nicht dem Könige um der Sache Willen, sondern als solche folgten, die sich seiner Person gewidmet hatten. Aber es könnte je-

mand sagen: Es ist ein bloßer Wortstreit. Luden und andre nennen ein Geleit die zu einer auswärtigen Unternehmung sich an einen Führer schließenden Krieger; Du nennst etwas ganz anders ein Geleit, nämlich die engeren Waffengefährten eines Fürsten, die sich seiner Person im Krieg und Frieden widmen. Aber Luden verbindet die Stelle des Cäsars und Tacitus, welcher letztere doch bloß einen Namen (comitatus) für seine Sache hat, während, was Cäsar beschreibt, von diesem nicht mit dem Namen comitatus belegt wird. Luden braucht das Wort Geleit manchmal mit dem Begriffe, den Tacitus beilegt, dann am häufigsten versteht er unter Geleit zu einer Kriegsunternehmung verbundene Krieger, und drittens braucht er auch das Wort, beide Begriffe zugleich damit verbindend. Nach Luden waren die Franken, die Eroberer Galliens, lauter Leudes. Aber die Eroberer Galliens waren nicht lauter Leudes, sondern nur die engeren Waffengefährten des Königs waren Leudes. Denn wo kämen dann die freien den Leudes entgegengesetzten Franken her? Wie hätte, wie wir gezeigt haben, sich einer der Leudes gegen seinen Herrn auf das Loos berufen können? Auf Ludens Darstellung der Keime der Verfassung 3. Th. S. 232 u. f. hat die Voraussetzung, daß die Franken, die Eroberer Galliens lauter Leudes gewesen, natürlich den größten Einfluß gehabt, und man vermißt daher unter den Menschenclassen die damalige Hauptclasse, nämlich die Franken, welche unter dem König und neben dessen Leuten Gallien erobert, und neben dem König und seinen Leuten Land erhielten, und zwar unter dem Könige standen und zur Vertheidigung des Reiches verpflichtet waren, aber ihre ihnen durch die Eroberung zugefallenen Besitzungen nicht als Lehn, sondern als Eigen besaßen. Nach Luden S. 285 u. f. standen die Eroberer Galliens bis zu Chlodowigs Tod ohne Vertheilung des Grundbesitzes da, erst unter seinen Söhnen kamen sie auf den Gedanken, nach Grundbesitz als Einzelbesitz zu streben. Die Salischen, und Rupuarischen und andern Franken, die unter verschiedenen Königen Gallien in Besitz genommen, wurden bis dahin aus

dem Fiscus, der gemeinsamen Casse der Eroberer d. h. des Geleites ernährt. Jetzt erhielten sie vom Fiskus Landgüter, und dieses ist der Ursprung des Lehnswesens. So Ludens Ansicht, die er mit gewohntem Scharfsinne wahrscheinlich zu machen sucht. Allerdings waren die ersten Lehen aus dem Fiskus verliehene Güter, aber der Fiskus gehörte dem König (z. B. Gregor von Tours V. 3.). Der König ertheilte sie seinen Leudes, aber diese Leudes waren nicht alle Eroberer Galliens, sondern nur ein Theil derselben. Des Königs Geleit eroberte für den König, der König mußte sein Geleit befriedigen. Die Franken, welche zwar vom Könige geführt, aber sich nicht seiner Person, sondern der Sache, der Eroberung, gewidmet, theilten mit dem König. Damit aber die Eroberung behauptet werden könne, mußten diese Franken mit dem König und durch ihn mit seinem Geleite im Waffenvereine bleiben, und mußten dem Aufgebot des Königs, als ihres Heerführers, Folge leisten. Doch folgten sie ihm nicht seiner Person Willen, wie das Geleit verpflichtet war, sondern um der Sache Willen. Sie müssen zu Kriegsunternehmungen z. B. von Chlodowig gegen die Westgothen und von Theodorich gegen die Thüringer beredet werden. Als die Franken unter Theoderich gern mit den übrigen gegen Burgund wollen, drohen sie ihn, wenn er sie nicht dahin führt, zu verlassen, und Theoderichs Brüdern zu folgen. Theoderich muß sie, um sie zu Frieden zu stellen, zur Plünderung Auvergne's führen. Chlotar führt die Franken gegen die Sachsen. Er ist geneigt, die Bedingungen der Sachsen anzunehmen. Aber die Franken zwingen ihn zum Kampf (Gregor von Tours II. 37. III. 7. IV. 11 u. 14.). Die Eroberer Galliens folgten also den Königen nur um der Sache Willen, es waren keine Geleite, welche sich an die Person der Könige um der Person zu dienen, schlossen. Die Geleite der Könige hatten noch nicht die Macht allein in den Händen, wie später, als das Lehnswesen mehr um sich griff. Dadurch aber, daß die Lehnsträger nun auf ihren Gütern, und nicht mehr bloß am Tische des Königs saßen, wurden sie seiner Person

entfrembet, und die ursprüngliche Gestalt des Geleites ward immer unkenntlicher. Doch behielt das dem Geleite entkeimende Lehnswesen noch das Hauptmerkmahl des Geleites, das persönliche Band, wiewohl dieses Band lockerer geworden.

Was war der Antrustio?

Marculfus l. I. form. 18: De Regis Antrustione: Rectum est, ut qui nobis fidem pollicentur inlaesam, nostro tueantur auxilio. Et quia ille, fidelis, Deo propitio, noster, veniens ibi, in palatio nostro, una cum arimania sua in manu nostra trustem et fidelitatem nobis visus est conjurasse, propterea per praesens praeceptum decernimus ac jubemus, ut deinceps memoratus ille in numero Antrustionum computetur. Et si quis fortasse eum interficere praesumpserit, noverit se Wirgildo suo sol. 600 esse culpabilem judicetur. Nach Luden S. 263. 264. 714. 720 u. 721. schwört hier ein fidelis noch einen besondern Eid der Treue, im Angesichte der Heermannei, die seinem Befehl untergeben war, und hieß alsdann ein Vertrauter, ein Antrauter, ein Antrustio. Nach S. 254 u. 255. wurden aus den Eroberern Galliens ein stehendes Geleite und dieses ward die Heermannen genannt. Die Ansicht, daß Antrustiones und fideles einerlei sei, und alle Leudes seien mithin Antrustiones oder in truste dominica gewesen, bestreitet der Vf. S. 720, weil das Wehrgeld eines Antrustio höher als eines Salecus gewesen, und die Saleci, die eigentlichen Franken, die Gallien erobert, doch unstreitig zu den fideles gehörten. Aber dieses Letztere fand, wie wir oben erwiesen, nicht statt. Die Eroberer Galliens waren kein Geleit. Luden bemerkt S. 721 zu der Formel: „Hier ist unverkennbar ein Mann, der zu den Leudes des Königs gehört (fidelis noster), aber nicht in der Nähe des Königes sich befindet (veniens ibi).“ Wenn aber jener, als er zum Könige kam, schon ein fidelis war, so brauchte er nicht erst fidelitatem zu schwören. Es hätte in der Formel ausgedrückt

werden müssen, warum ein fidelis hier noch einmal fidelitatem schwöre. Es hätte gesagt werden müssen: „Weil wir unsern fidelem über diesen oder jenen Theil unsrer Heermannei in diesem oder in jenem Gaue oder jener Landschaft gesetzt haben, darum schwört er noch einmal Treue in unsre Hand." Es heißt aber nur im Allgemeinen, weil er uns mit seiner Heermannei Treue geschworen, darum heißt er ein Antrustio. Die Formel ward natürlich erst nach der Handlung ausgestellt, anstatt des ille ward der Name gesetzt. Wir nehmen an, der den Eid der Treue geleistet, habe Grimoald geheißen. So hieß es in der Urkunde: Grimoaldus, fidelis Deo propitio noster, Grimoald, durch Gottes Gunst unser Getreuer. Nämlich Grimoald ward, gleich am Eingange der Urkunde als fidelis bezeichnet, nicht weil er es war, als er zum Könige kam, sondern weil er es geworden, als die Urkunde ausgestellt ward. Die Formel stellt einen Franken dar, der mit seinen Leuten, Heermännern, zum Könige kommt, und mit seiner Heermannei dem Könige den Eid der Vasallentreue schwört und sein Antrustio, sein Leud, sein Mann wird. Durch die Antrustionen des Salischen Gesetzes kann daher nichts anders bezeichnet sein, als die Franken im Geleite des Königs.

Commentatio historico-critica de Francorum majore domus. Auctore Joh. Guil. Zinkeisen.

In certamine litterario civium academiae Jenensis die II Sept. 1825. praemio Principum munificentia constituto ex sententia Amplissimi Philosophorum ordinis ornata. Jenae, libr. Bran. 1826. 4. S. 155. Itaque non nimis audaciae progredi mihi videar, si Majorem domus ab initio eum fuisse putaverim, qui absente cum comitatu rege civitatem Francorum administrarit, ita quidem, ut omnia, quae ad regem, quippe civitatis praefectum, non

comitatus ducem, pertinuerint, ipso absente Majore domus commissa fuisse videantur. Sicuti vero hujusmodi regis quasi vicario Francis opus fuisse quisque concedet; ita quoque nemo huius rei satis peritus negabit, nullum apud scriptores ex hoc genere nominari Ministerialem. sagt der Vf. S. 41. Der Major domus, heißt aber nicht major civitatis, sondern domus, praefectus palatii, rector palatii u. s. w. Gegen des Verf. Annahme spricht also schon die Benennung selbst.

Ursprung des Major domus.

Am natürlichsten ist folgender Ursprung. Nach Tacitus schon waren im Geleite (Gesinde in der alten höheren Bedeutung von comitatus) verschiedene Stufen, nach dem Willen des Fürsten ertheilt. Es mußte also einer der nächste nach dem Fürsten sein. War der König zu Hause, nicht im Felde, so hatte natürlich auch dieser Höchste des Gesindes (nämlich Gesinde in der alten Bedeutung von comitatus) nach dem Könige im Hause am meisten zu sagen, und so war er dann nicht bloß major comitatus, sondern auch major domus regiae, Aufseher im königlichen Hause oder der königlichen Dienstmannenschaft. Während der Minderjährigkeit Childeberts des 2., und seiner Söhne (Theoderichs des 2. und Theodeberts des 2.) und Chlotars des 2. ward der Grund zur Macht der Major domus gelegt; denn sie wurden Reichsverweser, sie waren nun nicht bloß die Obersten der Leudes, sondern führten auch die freien Franken ins Feld. Aus dem natürlichsten Grunde wurden sie aber die Reichsverweser, weil sie dem Könige zunächst standen, weil sie die Obersten der mächtigen Leudes waren. Die freien Franken und die Geleite der Könige hatten unter den Königen Gallien gemeinsam erobert. Um es zu behaupten, mußten die freien Franken mit dem Könige und seinem Geleite in Verbindung bleiben, konnte der König nun nicht selbst das Reich verwalten, so war ein Verweser nothwendig. Wer hatte

aber auf die Verweserstelle die nächsten Ansprüche, natürlich der nächste nach dem König. Dieser Fall, daß die Könige das Reich nicht selbst verwalten konnten, trat während der Jahre jener von uns genannten minderjährigen Könige ein, und es blieben die Major domus nicht bloß die Obersten nach dem Könige über dessen Leudes, sondern sie wurden Reichsverweser. Als Chlotar d. 2. das gesammte Frankenreich wieder vereinigte, wollten Burgund und Austrasien ihre eigne Regierung haben, und Chlotar mußte jedem einen Major domus zum Reichsverweser geben. Das Geleite hatte nun schon gewaltig von seiner ursprünglichen Bedeutung verloren; es lebte auf seinen Gütern und sah den König selten. Es erblickte den Major domus, als ihren von dem fernen Könige nicht sehr abhängigen Führer. Beförderung und Vergrößerung des Besitzes hatte es vom Major domus zu hoffen. Die freien Franken wurden nicht vom Könige, sondern vom Major domus zur Heerfahrt aufgeboten; der Major domus war an der Stelle des Königs der oberste Richter. So bildete sich in Major domus der Begriff von Regent aus. Er behielt seinen ursprünglichen Namen, und seine Stellung war doch nun eine ganz andere. Das ist die Klippe, an der die Untersuchung der Neueren über den Ursprung des Major domus gescheitert ist, daß sie das F r ü h e r und S p ä t e r unter einander mischten, und nicht ahneten, daß man den Ursprung des Major domus nicht aus den Verhältnissen erklären könnte, in welchen er später als Regent erscheint, und ihre Belege aus der Zeit nahmen, wo sein Name nur noch ein Ueberbleibsel aus früherer Zeit, seine Stellung aber eine ganz andere ist. Durch diese Vermischung der Zeiten ist es erklärlich, daß man hat die Annahme aufstellen können, der Major domus sei ursprünglich vom Volke, nicht vom Könige ausgegangen. Aber ist es denkbar, daß der König sich vom Volke bestimmen lassen wird, wer der erste unter seinen Leudes, wer der erste in seinem Hause sein soll? Als aber dieser Erste Reichsverweser ward, dann mußte natürlich das Volk ihn wählen. Das Volk wählte aber nun keinen Major domus, wie

sich die Geschichtschreiber ausdrücken, sondern es wählte unter dem Namen eines Major domus, welche Stelle er zugleich mit der Regentschaft verband, einen Reichsverweser, oder wenn der König selbst regierte, einen Unterregenten. Die Franken wurden nämlich an den Major domus als Reichsverweser so gewöhnt, daß, wenn der König auch selbst regierte, doch der Major domus nun nicht wieder bloß Major domus d. h. Oberster über die Leudes wurde, sondern auch als Unterregent des Reiches überhaupt betrachtet ward. Blickten Neuere auf diese Stellung, so schlossen sie, auf diese Weise müsse das ursprüngliche Verhältniß des Major domus gewesen sein, und erwogen nicht, daß dem Major domus nur die Verwaltung der Reichsverweserstelle den Weg zum Unterregenten des Reiches gebahnt; erwogen nicht, daß der Major domus vor jener Zeit der Minderjährigkeit der Könige, wo er zum Reichsverweser ward, auch nicht als Unterregent vorkommt. — Zinkeisen, um auf diesen insbesondere zurückzukommen, hat den richtigen Gesichtspunkt bei seiner Untersuchung gleich dadurch verrückt, daß er die Eroberungen Galliens durch Geleite geschehen läßt; es waren ja die ganzen Völkerschaften die Eroberer Galliens, und die Geleite waren nur die Leudes, nicht die freien Franken. Der Vf. würde ferner sein von großem Fleiße zeigendes Werk viel nützlicher gemacht haben, wenn er eine Sammlung der Stellen, wo die Hausmeier auftreten, der Zeitfolge nach gegeben hätte. Alle Untersuchungen über die königlichen Hausältesten können zu nichts führen, wenn sie nicht der Zeitfolge nach angestellt werden. Wir werden künftig in einem Aufsatze alle Stellen über die Hausmeier der Zeitfolge nach zusammenreihen, und so wird von selbst in die Augen springen, wie die königlichen Hausältesten aus den Ersten des königlichen Gesindes endlich Regenten des Reichs wurden. Die Zusammenstellung der verschiedenen Benennungen für Major domus ist S. 30 zwar verdienstlich, aber sie hätten kritischer beleuchtet werden sollen. So wird comes palatii mit aufgeführt. Diese Benennung kann aber nur mißbräuchlich für Major domus gebraucht

worden sein, da comes palatii verschieden war. Childebertus vero rex descriptores in Pictavos, invitante Maroveo episcopo, jussit abire, id est Florentinum majorem domus regiae et Romulfum palatii sui comitem c. c. Greg. Turon. lib. 9. c. 30 ap. Freher. p. 206. Die Bezeichnung durch patricius ist auch nur mißbräuchlich; und subreguli konnten die Hausmeier nur auf der Stufe ihrer höchsten Macht genannt werden. Die Geschichte der Hausmeier kann nur dann ganz klar werden, wenn man streng chronologisch und kritisch in Ansehung der Quellen zu Werke geht.

Luden's Ansicht vom Major domus.

Nach Luden's Ansicht war der major domus regiae der von den Franken bestellte Verwalter des Fiscus, und der Fiscus die öffentliche Casse, aus welcher die Bedürfnisse der Leute und des Reichs bestritten wurden, der Fiscus nicht das Eigenthum des Königs, sondern ein Gemeingut der Franken, und der König war nur Miteigenthümer. Sollte diese Ansicht die richtige sein, so müßte, weil der major domus regiae nie major oder praefectus oder curator u. s. w. fisci genannt wird, domus regia und fiscus eins und dasselbe sein, und hieraus würde also folgen, daß die domus regia ein Gemeingut der Franken gewesen, und der König demnach schlimmer daran gewesen, als der ärmste freie Franke, der doch eine eigne domus hatte, die kein Gemeingut der Franken war. Luden sagt S. 261: „Das Haus des Königs waren die Leute desselben: ihr Bestehen war nur möglich durch den Fiskus. Der König, dem die Leute folgten, war der Senior; der Mann, der das Vermögen verwaltete, konnte kaum einen schicklicheren Namen erhalten als: Major des königlichen Hauses;“ und S. 259: „Wenn man nun erwägt, daß die Franken auf die Gemeinschaft alles erworbenen Gutes dergestalt eifersüchtig waren, daß selbst ein geringer Theil beweglicher Dinge nur durch das Loos das Eigenthum

eines Einzelnen werden konnte: so ist nicht zu erwarten, daß sie den Fiscus, den Ertrag ihres gemeinschaftlichen Eigenthums, werden unbeachtet gelassen haben." Das Bestehen der königlichen Leute hätte demnach nur von den Franken, den Eigenthümern des Fiscus abgehangen, und der König wäre wieder ohnmächtiger gewesen, als jeder andre Franke, dessen Leute durch ihn selbst d. h. seine Güter bestanden. „Und daß dieser Major von den Leuten erwählt wurde, ist außer Zweifel." Aber vor den Zeiten der Minderjährigkeit Childeberts des 2, Theoderichs des 2., Theodeberts des 2. und Chlotars des 2., in welchen der Major domus mit der Oberstelle über die Leudes die Stelle des Reichsverwesers verband, kommt kein von den Leudes gewählter Major domus vor. Auch setzten die Könige, noch später die Majores domus häufig ein, und endlich erscheinen auch die Majores domus von den gesammten Franken gewählt. Natürlich alles nach den Umständen. War der König zu jung oder zu schwach, wer sollte da die Oberstelle über die Leudes vertheilen, als die Leudes selbst, sollte dann der Major domus auch als Reichsverweser auftreten, so mußten natürlich die gesammten Franken einstimmen. Ursprünglich aber, als das Geleite noch in seiner Reinheit dastand, wählte natürlich der König den Major domus immer selbst, denn nach dem Willen des Königs waren ja im Geleite die verschiedenen Stufen.

Die Alba des Vopiscus.

Vopiscus (im Probus c. 13.): Et quum jam in nostra Ripa, imo per omnes Gallias securi vagarentur, caesis prope quadringentis millibus, qui Romanum occupaverant solum, reliquias ultra Nicrum fluvium et Albam removit. Luden 2. Th. S. 126 u. 502: „Vopiscus hingegen erzählt im Allgemeinen: viermal hundert tausend Barbaren, welche römisches Land im Besitze gehabt hatten, wurden erschlagen, und der Ueberrest verfolget bis über den Niger und die Alba, zwei Flüsse, mit welchen der Schriftsteller

T (D) eutschland bereichert [28] — 28) Vopiscus in Probo, cap. 13: ultra Nicrum fluvium et Albam. Der Codex Palat. hat: Nigrum, und unverkennbar besser, weil neben die Alba der Niger gehöret. Gruter setzet zu der Stelle hinzu: Pal. Nigrum male. Nicrum enim retinemus, Albimque malimus, quam Albam. Wiederum die Liebe zu alten Bekannten!" Buchner in der sogleich anzuzeigenden Schrift S. 29: „Daß Alba nicht die Elbe sei, bedarf für den Geschichtskundigen nicht bemerkt zu werden: mehr paßt die Altmühl, noch mehr eine Gebirgskette, welche heut zu Tage noch unter dem Namen Alba bei Ellwangen anfangend zwischen dem Neckar und der Donau gegen Ulm und Tübingen hinaufzieht. Ueber dieses Gebirg und dann über den Neckar jagte Probus die Alamannen zurück." Und S. 71: „von da nehmen sie" (die Straße) „die Richtung auf die Albe, eine Gebürgskette, deren sich schon Kaiser Probus als einer Vormauer gegen die Alamannen bediente, und auf welcher die Mondsburg, ad Lunam, den Hauptpaß, vielleicht den Geislinger = Steig, vertheidigen mußte." Doch irrt Buchner in seinem „und dann über den Neckar," denn Probus mußte die Allemannen erst über den Neckar jagen, bevor er sie über die Alb jagen konnte; daher ist die Stellung der Worte des Vopiskus ganz richtig.

Reise auf der Teufels = Mauer. Eine Untersuchung über die Ueberbleibsel der Römischen Schutz = Anstalten im jenseits der Donau gelegenen Rhätien. Nebst einer Abhandlung über den Carls = Kanal. Bruchstücke aus der baierschen Geschichte des k. b. Lyceal = Professors

zu Regensburg J. Andreas Buchner. Mit dazu gehöriger Karte und Plan. Regensburg, 1818, in Comm. der Montag.-Weißischen Buchh. 104 S. 8.

Diese Reise auf der Teufelsmauer oder dem Pfahlranken ist denen, welche eine ähnliche Wanderung vornehmen wollen, als Wegweiser zu empfehlen, und auch der bloße Leser fühlt sich unterhalten und belehrt. Es ist eine Fußreise auf der Teufelsmauer von ihrem Ursprunge (Anfange) bei Hienheim an der Donau bis Mönchsroth an der Würtembergischen Grenze. Die Rückreise nahm der Vf. auf der Römerstraße von Weißenburg bis Enning. Der Vf. giebt die Spuren der Römischen Befestigungen an, beschreibt die Ueberreste und die Gegend derselben, erläutert an jenen Stellen gefundene Inschriften, Grabhügel u. s. w. Seine Vermuthung, daß neben der Grenzmauer eine Römische Heerstraße fortziehen müsse, fand er durch Entdeckung derselben bestätigt. Auch andre Bemerkungen hat Beurtheiler lehrreich und anziehend gefunden. Nur theilt sie das Gebrechen so vieler Reisebeschreibungen, nämlich daß sie bisweilen zu sehr ins Kleinliche geht. Zur Warnung für künftige Reisebeschreiber wollen wir Einiges ausheben. S. 36: „Hier ist gutes Bier, sagte mein Alter; mich hungerte auch; ein Dutzend Eier und drei Krüge Bier machten uns beide lustig." S. 39: „Doch mein alter Jäger kommt zurück: die Ente, sagt er, sei fertig, gutes Bier warte meiner" ———: „Mein alter Jäger, so gestern Abends etwas zu tief in die Kanne geguckt, war nicht 10 Uhr, sondern erst um 2 Uhr früh aufgestanden." S. 42: „Im Wirthshause, wo ich eine Art von Mittagsmahl einnahm, erfuhr ich" u. s. w. S. 49: „Zwei Tassen Kaffee, ein Stück Brod und ein Glas schlechtes Bier ist alles, was ich seit 12 Stunden für meinen Magen auftreiben konnte." S. 50: „Schon saß ich eine halbe Stunde in der Schenke, hatte beim Mangel trinkbaren braunen Bieres den Durst mit weißem löschen müssen, und

sah gierig nach dem Anas um, so den hungrigen Magen zufrieden stellen sollte: als ein Jäger, von Branntwein begeistert, sich mit mir in Discurs einläßt."

Grabhügel bei Gunzenhausen.

Buchner S. 59: „Der Name Burgstall, und in demselben noch sichtbare Grabhügel beurkunden die Anwesenheit der Römer: einer dieser Hügel wurde vor 4 Jahren auf Betrieb des Herrn Landgerichtsassessors Grüner geöffnet, man fand das Gerippe eines großen Mannes, das Angesicht gegen Osten gekehrt, neben ihm ein kurzes Schwert, Messer, und die gewöhnlichen Armbänder und Haften, womit der Römische Krieger seine Kleider fest zu machen pflegte. Von Aschentöpfen war nichts sichtbar; ich schließe daraus, daß er kein Römer, sondern ein Deutscher war in Römischen Diensten. Steine mit Inschriften sind hier nicht gefunden worden." Doch der Schluß aus dem nicht Vorhandensein der Aschentöpfe scheint mir unsicher, da es ein Römischer Krieger aus der Zeit gewesen seyn kann, wo schon viele Christen im Römischen Heere waren; sprechender für einen Deutschen ist, daß es das Gerippe eines großen Mannes war, wie wohl auch dieses kein sicherer Schluß ist.

Die Geschichte Bayerns aus den Quellen und andern vorzüglichen Hülfsmitteln bearbeitet von Konrad Mannert. Leipz. Hahn'sch. B. 1826. 1. Th. S. XII u. 556 u. 2. Th. S. VI u. 522 gr. 8.

Dieses empfehlungswerthe Handbuch, eine gedrängte Zusammenstellung der wichtigsten Begebenheiten theils nach eig-

nen theils nach den Forschungen von andern (v. Krenner, vorzüglich v. Lang, Zschokke, Rudhard, Gemeiner, Westenrieder, Feßmaier, Winter, Aettenkhofer, Rothammer, Stumpf, Mederer, u. a. m.) von welchen es vieles entlehnt, auch selbst für den tiefern Kenner der Bairischen Geschichte brauchbar, da es ihm auf leichte angenehme Weise anschaulich macht, was alles für die Geschichte des herrlichen Baiern geschehen, hat ohngeachtet es in schlichter Sprache geschrieben ist, an vielen Stellen nicht die Trockenheit gewöhnlicher Handbücher, da es, wo die Quellen reichlicher darfließen, den Stoff zu kleinen Gemälden zu verarbeiten sucht. Freilich ist hierdurch vorzüglich für die ältere Geschichte, wo die Quellen nichts als Bruchstücke geben, der Nachtheil entstanden, daß wir häufig die Lücken der Quellen durch Phantasien ausgefüllt finden, ohne daß es doch angegeben ist, daß es Phantasien sind. Um den Raum zu sparen, wollen wir eine ganz kleine ausheben. S. 114: „Aber nun begann der neue Zwist, und so wollte es der Hof." Dieses Letztere ist nichts als eine trübe Phantasie. Der unsrer geneigten Leser, welcher eine längere Phantasie nachgewiesen wissen will, findet sie S. 110 von: „Herzog Otto" an bis zu: „benutzen." Wir wollten anfangs die vielen Phantasien unsern geneigten Lesern zu Nutz und Frommen angeben, aber wir fanden, daß der Leser, einmal aufmerksam gemacht, sie leicht selbst herausfinden kann, da die Quellen bei der quellenmäßigen Darstellung zwar nicht überall, doch meistens angegeben und selbst auch wichtige Stellen unten abgedruckt sind, beides ein herrliches Gegengift. Der Raum für diese Phantasien oder Ausmalereien hätte besser angewendet werden können. Denn manche Gegenstände der Bairischen Geschichte sind zu dürftig behandelt. So sucht man vergebens Belehrung über den niederbairischen Herz. Heinrich den Jüngern. Man erfährt von ihm weiter nichts, als Folgendes: S. 311: „denn er selbst hinterläßt als Nachfolger Heinrich, ein Kind von dreyzehn Tagen" u. S. 323: „In Niederbaiern herrschte H. Heinrich der Aeltere, obgleich sein jüngerer Bruder Otto

und sein Geschwisterkind Heinrich der Jüngere erwachsen waren." „Und als der jüngere Heinrich starb." Nicht einmal angedeutet, wie viel weniger dargestellt finden wir also, daß er mit seinen Vettern Heinrich dem Aelteren und dessen Bruder Otto das Land getheilt, von Heinrich dem Aelteren bekriegt worden ꝛc. Bei der Darstellungdes Landshuter Erbfolgekrieges ist eine wahrhaft romanhafte Ueberraschung bewirkt worden. Ruppr echt stirbt; der Krieg geht fort, da Elisabeth noch lebt, aber auch Elisabeth stirbt kurz darauf, und der Krieg geht immer fort. Man kann sich nicht erklären, für wen gestritten wird, und wird höchst neugierig, ob sich vielleicht ein Napoleon in Landshut erheben will. Endlich dämmert etwas Licht herein, wenn wir lesen, daß Kurfürst Philipp von der Pfalz versprechen müssen, seine Enkel in Landshut nicht zu unterstützen. Also Enkel sind in Landshut. Wir lesen gespannt weiter, und endlich heißt es: „Die Herzogin Elisabeth hatte die beiden unmündigen Prinzen Otto Heinrich, und Philipp hinterlassen, ihnen verordnete sie im Testamente als Vormund Friedrich, den jüngern Bruder ihres Gemahles" u. s. w. In der Hoffnung, daß auch Romanschreiber unser Forum durchblättern werden, haben wir diese überraschende Anordnung der Darstellung ausgehoben, damit sie sie nachahmen können, und sie werden gewiß großen Beifall erndten. Selbst Walter Scott wird bedauern, daß er noch nicht auf diese neue Verwickelungsart zugekommen. Der Angabe der Quellen haben wir oben rühmend gedacht, doch müssen wir hinzusetzen, daß sie nicht überall kritisch ist, denn es werden an manchen Stellen die abgeleiteten Quellen statt der ursprünglichen angegeben z. B. S. 192 Corneri Chron. statt Arnold von Lübeck. Einzelne Bemerkungen folgende! 1. Th. S. 1.: „Schon bei dem Vordringen der Cimbern und Teutonen gegen die Südländer, wo der Name der Boji zum ersten Mal gehört wird" doch kennt ja schon Polybius (2. Bch.) die Bojen; drei Jahr zuvor, ehe Pyrrhus nach Italien übersetzte, verbanden die Bojen sich mit den Etruskern, zogen gegen die Römer, und wurden am Vadimonsee

geschlagen. S. 9: „Seine (nämlich Attila's) Unternehmung ging von Ober-Ungarn aus durch Böhmen und Thüringen." Woher weiß man dieses so bestimmt? S. 25 werden Thüringens Könige Thüringens Herzoge genannt. Warum? Die Franken selbst nennen sie ja Könige. Aber ein ärgerer Verstoß findet sich gleich darauf (auch S. 25), nämlich was Venantius Fortunatus (libr. VI. carm. 2.) vom Könige Siegbert singt, wird vom Vf. auf den Krieg zwischen Theoderich und Herminfrid bezogen. S. 94 begeht der Vf. diesen Verstoß von neuem, und setzt hinzu, daß K. Sigibert bei der Schlacht seines Oheims Theoderich gegen die Thüringer gewesen, im J. 532. Ein bert war allerdings bei der Schlacht, aber nicht Sigibert, sondern Theodebert, Theoderichs Sohn (Gregor. Tur. III. 7.) S. 35: „da wir wissen, daß die Bajoarier zu keiner Zeit ostgothische Hoheit anerkannten:" So bestimmt wissen wir es doch nicht. S. 70: wird der von den Ann. Fuld. a. 849 erwähnte Herz. Ernst geradezu als der aufgeführt, um welchen das Mittelalter einen mythischen Schleier gezogen. Aber eben solchen, und vielleicht noch weit gegründeteren Anspruch auf diesen mythischen Schleier hat Herz. Ernst d. 2. von Schwaben, des Kaisers Konrads des 2. Stiefsohn (s. hierüber die Einleitung zum Herzog Ernst in den von F. H. v. d. Hagen hrsgeb. Deutschen Gedichten des Mittelalters 1. B. S. III. — IV.) S. 120: „Die heilige Kunigund von ihrer Seite konnte dem Argwohne nicht entgehen, daß unheilige Liebe Raum in ihrer Seele gefunden." Keiner der Zeitgenossen hatte sie im Argwohn. Erst später wurde das Mährchen vom Teufel in Gestalt eines Ritters erfunden, damit dann das andere Mährchen von der Feuerprobe daran geknüpft werden konnte. Dithmar (lib. V. Wagner S. 123) erzählt, daß Herz. Heinrich von Baiern, bald als König d. 2., nach Otto's des 3. Tode dem Herz. Otto von Kärnthen, Otto's des Gr. Enkel von mütterlicher Seite zum Könige gewählt, und Otto es abgelehnt, und Heinrichen dagegen unterstützt. Mannert S. 121 nach seiner Art trägt im Tone geschichtlicher Wahrheit vor, daß Heinrich das

4*

Anerbieten nicht aufrichtig gemacht, sondern nur um Otto'n für sich zu gewinnen. Das heißt aber nicht Geschichte schreiben, sondern ersinnen. Niemandem soll verwehrt seien, Muthmaßungen aufzustellen, aber er muß auch sagen, daß es nur Hirngespinnste, nicht geschichtliche Thatsachen sind. S. 113 und 121 zu den J. 983 und 1002 ist schon von einer Mark Brandenburg und von Markgrafen von Brandenburg die Rede, welche Benennung einen ganz falschen Begriff von der damaligen Mark giebt. S. 168 wird der Chron. Saxo bei Leibnitz (Access. Hist. p. 203) zum J. 994, sage neun hundert vier und neunzig, unter die gleichzeitigen Schriftsteller gerechnet. Da sein Chronicon bis 1188, sage, tausend ein hundert und acht und achtzig reicht, so muß er ein ungeheures Alter erreicht haben. 2. Th. S. 167: „aber Wallenstein willigte gern ein," nämlich in seine Abdankung. S. 377 in der Uebersicht der Pfälzischen Geschichte: „Wäre Kaiser Friedrich I. noch Regent gewesen, nie hätte er die Belehnung dem angebornen Gegner" (nämlich Heinrich dem Langen) „gegeben; aber im Orient hatte er den Tod gefunden" u. s. w. Da der Vf. zu seinem: „nie hätte: kein milderndes „wohl," „wahrscheinlich" „vermuthlich" oder etwas Aehnliches setzt, so hat er wohl eine Unterredung mit dem verstorbenen Kaiser Friedrich gehabt, denn wie sollte er sonst wissen, was Friedrich, wenn er gelebt hätte, gethan oder nicht gethan haben würde. S. 393: „Vier Linien stehen also im pfälzischen Hause da, und machen nicht nur die Geschichte verwickelter und unbedeutender, sondern welches weit mehr ist, sie bringen Schwäche in die ganze Familie." In den Schulen pflegt man fehlerhafte Aufsätze den Schülern zu Verbesserung vorzulegen. Den ausgehobenen Satz empfehle ich Schulmännern zu gleichem Zwecke. „Bringt die Glieder und den Sinn dieses Satzes" mögen sie zu ihnen sagen, „in eine natürliche folgerechte Ordnung." S. 396: „Dietrich von Isenburg" richtiger Diether; Dietrich wird er nur von einigen genannt.

Ueber die Benennung ältere und jüngere Zweybrückner Linie.

Mannert S. 486: „Der älteste Sohn, Johann II. oder der Jüngere erhielt die Stadt Zweybrücken mit dem größten Theile des Landes; ihn nennt man den Stifter der jüngeren Zweybrückner Linie; ich weiß nicht warum. Er gehört in gerader Abstammung zur älteren Linie, und die seinige erlosch mit dem Tode seines Sohnes Friedrich, welcher im Jahr 1661 starb. Will man eine Abtheilung gelten lassen, weil die von dem ersten Sohne des H. Wolfgang abstammende Zweybrückner Linie von nun an die Neuburger hieß, so ist nicht Johann der II, sondern sein Vater, Johann I, Stifter der jüngeren Linie von Zweybrücken, und unter ihm stand noch das ganze Fürstenthum im Vereine," und S. 419: zuvor: „Johann der Aeltere als Besitzer des Fürstenthums Zweybrücken. Man giebt ihn als den Stammvater der jüngern Zweybrückner Linie an, ob es gleich eine ununterbrochene Fortsetzung der älteren ist." Wir wollen für Theseus Ariadne sein, und ihm den Faden reichen, der ihn aus dem Labyrinth glücklich führen soll. Stammvater der jüngeren Zweybrückner Linie wird Johann der Aeltere darum genannt, weil sein älterer Bruder eine eigne Linie stiftete, in Beziehung auf diese ältere Linie war Johann Stammvater der Jüngern. Als diese jüngere Linie sich durch Johann den 2., Friedrich und Johann Kasimir wieder in drei Linien theilte, und Johann der 2. Zweybrücken erhielt, ward Johann der 2. in Beziehung auf seinen Bruder der Stifter einer besondern Zweybrückner Linie, diese Zweybrückner Linie hätte nun in Beziehung auf die Linie seiner Brüder die ältere genannt werden sollen, sie ward aber in Beziehung auf die Neuburger die jüngere genannt. Vollständig hätte man sie die ältere jüngere Zweybrückner Linie, und Johann d. 2. den Stifter der älteren jüngern Zweybrückner Linie nennen sollen, ähnlich wie man zu Dresden einen alten Neumarkt hat, und als Friedrichs Sohn Friedrich Ludwig Zwey-

brücken erbte, hätte sie die jüngere ältere jüngere, und als Zweybrücken an Johann Kasimir's Enkel Karl den 12. kam, die jüngere jüngere ältere jüngere und als Gustav Samuel, Sohn von Adolf Johann dem 1. Johann Kasimir's zweitem Sohn, Zweybrücken erhielt, die jüngere, jüngere, jüngere, ältere, jüngere Zweybrückner Linie genannt werden müssen. So hoffen wir dem Vf. den Faden der Ariadne gereicht zu haben.

Mißbrauch mit dem Präsens und dem Um.

Oben haben wir des Vf. Sprache als schlicht und einfach bezeichnet; doch müssen wir zwei Unarten rügen. Nämlich der Vf. braucht häufig das Zeitwort in der Form des Geschehenden (praesens) statt des Geschehenen. Hierdurch erhält seine Sprache an vielen Stellen das Widerige der französischen Schreibart, an andern den Ton einer Inhaltsanzeige, an andern den Anstrich eines Passes, und an andern endlich glaubt man Meusel's Anleitung zur Kenntniß der Europäischen Staatengeschichte vor sich zu haben. Auch ist der Vf. nicht frei vom französirenden Mißbrauche mit dem Um. 3. B. 2. Th. S. 203: „Mit bedeutendem Verluste wurde er zurückgedrängt, aber er kam wieder mit neuen Verstärkungen, um sich bei Duttlingen an der Donau, wo er seine Truppen unvorsichtig zerstreut hatte, von dem durch Lothringer verstärkten Mercy entscheidend schlagen zu lassen." Kam Guebriant wirklich in der Absicht sich schlagen zu lassen, oder französirt nicht der Vf. hier, braucht er nicht um, wie die Franzosen pour? Nr. 20 in den Blättern für literarische Unterhaltung 14. Juli, 1828 Nr. 162 S. 648: „Allmählig verlor er" (der Fixstern von 1604) „an Glanz, bis er im October 1605 verschwand, um nie wieder zu erscheinen." Hat er wirklich diese Absicht ausgesprochen? Das ist der Fluch des flüchtigen Uebersetzungswesens, daß das Ohr durch die schlechten Uebersetzungen so an das Undeutsche gewöhnt wird, daß selbst der nicht Uebersetzende solche fremde Wendungen braucht. Sage

ich z. B. Er ging fort, um nie wieder zu kommen: so denkt der Deutsch Denkende dabei, daß der Fortgehende die Absicht hatte, nicht wieder zu kommen; der Französisch Denkende aber denkt dabei bloß: „Er ging fort und kam nie wieder.“ Daher ihr Uebersetzer, wenn ihr an das pour kommt, und es keine Absicht noch als daß ausdrückt, so übersetzt es durch und. Aber daß ihr noch deutlicher seht, wie um gebraucht werden muß: so hört: „Ihr übersetzt flüchtig, um bald fertig zu werden.“ Seht, das ist Deutsch. Aber: „Ihr übersetzt flüchtig, um getadelt zu werden.“ Nichtwahr! dieses Deutsch gefällt euch selbst nicht? Aber richtig ist, wiewohl es vielleicht euch auch nicht gefallen wird: „Ihr übersetzt flüchtig und werdet getadelt.“

Bursch von Bursa oder Bursa von Bursch oder keins von beiden?

Von dem Griechischen βύρσα (abgezogene Haut, Leder, corium) stammt aller Wahrscheinlichkeit nach das Lateinische bursa späterer Zeit Geldbeutel (Ital. borsa, Franz. bourse, Engl. purse,) Börse. Von bursa Geldbeutel leitet man gewöhnlich die bursae ab, d. h. die gemeinschaftlichen Wohnungen der Studirenden unter Aufsicht eines ihnen Kost reichenden und über ihre Studien wachenden Lehrers, und von diesen bursis Burschen ab. Mannert 1. Th. S. 524: „Student war die allgemeine Benennung für den Schüler, so bald er in die Lateinische Schule trat, so wie für den Theologen und Juristen. Dem Uebelstande suchte der die höheren Studien Betreibende durch den angenommenen Namen Purschen abzuwenden, und die Bursä, wo sie zusammen lebten, haben wohl eher von ihm, als er von den Bursä den Namen. Aus dem Zunftwesen des Mittelalters war er entlehnt, wo bei dem Ritter- und Gelehrtenstande, wie bei dem Handwerker, alles in Meister, Gesellen und Jungen sich theilte. So wie es also Handwerksbursche gab, so nennte sich der Jurist u. s. w. vorzugsweise den Purschen ohne weitern Bei-

saß; sein Meister war der Professor oder Magister, welches nichts als die Uebersetzung des Wortes Meister ist. Auf die nämliche Weise galten alle Bürger der Reichsstädte als Gesellen ihrer Vorsteher, der Bürgermeister (Magistri Civium). Student war nun der Name des Zöglings der niedern Schulen, und ist es in manchen Ländern Deutschlands noch zur Stunde." So Mannert, der offenbar die Ansicht vom Zunftwesen des Mittelalters zu weit treibt, wenn er auch beim Burgemeister an eine zünftische Einrichtung denkt, so daß man nicht ohne Lächeln lesen kann, daß die Bürger der Reichsstädte als Gesellen des Burgemeisters oder rücksichtlich der Burgemeister gegolten. Meister kommt schon im Otfrid und Kero, also vor der Entstehung des Zunftwesens vor, und bedeutet Magister, Vorsteher (s. Schilters Glossar S. 580) Burgemeister (burge ist der alte Genitiv von Burg, Stadt) bedeutet also nichts anders, als Vorsteher der Stadt. Oder nehmen wir Bürgermeister; auch da bedeutet Meister einen Vorsteher, also Bürgermeister, Vorsteher der Bürger. An etwas Zünftisches ist auch dabei nicht zu denken, denn die Gesammtheit der Bürger bildete nicht eine Zunft, sondern eine Gemeinde. Oder wenn wir uns zum Scherze das Ganze als eine Zunft denken wollen, so steht der Burgemeister als Meister, die Rathsherren als Gesellen, und die Bürger als Lehrjungen da, und nicht als Gesellen, wie Mannert meint. Und doch, ruft ein andrer, sind die Bürger die Gesellen, denn der Burgemeister ist der Obermeister, die Rathsherren die Meister, die Bürger die Gesellen, und die Schutzbürger erst die Lehrjungen. Doch wir müssen von den Burgemeistern, Heermeistern, Büchsenmeistern und allen andern Meistern Abschied nehmen und zu den Burschen zurückkehren. Burschen bedeutet überhaupt junge Leute; auf dem Lande werden die jungen erwachsenen ledigen Leute die Burschen oder mit vollerem Munde die jungen Bursche, ein für die Ohren der Landschönen lieblicher Klang und ein ihren Lippen süsses Wort, genannt; soll Bursche etwas Besonderes bedeuten, so muß etwas davor, als Jägerbursche, Hand-

werksbursche, Lehrbursche, Laufbursche, Bauerbursche; der Jäger, Apotheker, Kaufmann sagen dann der Kürze halber: „Mein Bursche!“ An Burschen von allerlei Art fehlt es also nicht. Aber wovon werden wir Bursch ableiten? Werden wir vielleicht mit andern gar zu dem Sorbischen towarsch (socius, sodalis) unsre Zuflucht nehmen müssen? (Frenzel. Orig. Sorab. p. 807). Wir haben das altnordische Bur Sohn (Gr. πορ, παιρ, Lat. por, puer,) und wissen, daß Mensch adjectivisch von Mann gebildet ist. Wie wenn Bursche auch eine solche adjectivische Bildung von Bur wäre? Aber was nützt uns diese Ableitung? höre ich rufen; was soll sie zur Erklärung der Burschen in der Bedeutung von Hochschüler? Sie nützt uns so viel, daß wir ohne bursa zu Burschen gelangt sind. Aber wie wären denn die Hochschüler zum Namen Burschen gekommen? Auf keine andere Weise, als die Schüler zu dem Namen Knaben kamen. Noch heute nennt der Landmann z. B. die Schüler der Himmelspforte (Schulpforta bei Naumburg an der Saale) Knaben, und der Berg über der Schule heißt der Knabenberg, wirklich eine wunderschöne Gedächtnißsäule, dieser reizende Berg. Nannte man die Schüler Knaben, so war die natürliche Steigerung, daß man die Hochschüler Burschen nannte, denn sie waren nun in das Burschenalter gerückt. Und warum hätten sie sich auch nicht dann selbst Burschen nennen sollen, da es einen kräftigen Klang hat. So sind wir also zu Burschen als Hochschülern ohne bursa gelangt. Werden wir nun vielleicht von Bursch zur bursa gelangen? Ich glaube nicht. Leicht könnte man zwar sagen, die Burschen nannten ihre Wohnung Lateinisch bursae. Aber bursae floriren auch außerhalb Deutschland. Gleichwohl scheint der Sprung von bursa Geldbeutel bis zu bursa Hochschülerwohnung etwas weit. Fast eine Ableitung, wie lucus a non lucendo! bursa a cassa bursa! Doch nur auf den ersten Blick. Bursa bedeutete nicht bloß Geldbeutel, sondern auch eine Kasse zu bestimmtem Gebrauch, und bursarius hieß nicht bloß, ein Kassenführer im Kloster, sondern auch einer, welcher aus einer

bestimmten Kasse Unterstützung erhielt. So kommen in Frankreich expensae pro bursis scholarum regis vor (Du Fresne, Glossar.) Erhielten dann aus einer solchen bursa eine bestimmte Zahl Hochschüler gemeinschaftliche Wohnung, Aufsicht, Kost u. s. w., so war der Uebergang, daß diese ganze Gemeinschaft selbst bursa genannt wurde, nicht schwer, und richteten dann Lehrer Anstalten nach diesem Muster auf Kosten der Theilnehmer ein, so ging auch leicht auf eine solche Anstalt die Benennung bursa über. Die Genossen einer bursa wurden aber nicht Bursii, sondern bursales genannt, so daß wir also im Deutschen nicht zu Burschen, sondern Burschalen gelangen. Ohne bursa waren wir aber zu Burschen, und ohne Burschen sind wir zur bursa gekommen, und dieses wird wohl das Wahre sein, daß weder Bursch von bursa, noch bursa von Bursch stammt.

Die Bursen und Poeten.

Aus den Epistolis obscurorum virorum kann man die damaligen Verhältnisse der Studirenden am anschaulichsten ersehen. Sie wohnten nämlich in so genannten Bursen d. h. in gemeinschaftlichen Wohnungen unter Aufsicht eines Lehrers, der ihnen Kost, und häufig sehr schlechte reichte, und über ihre Studien wachte. Die Poeten aber, wie man die nannte, die sich mit der Lateinischen und Griechischen Litteratur beschäftigten, und wie es den dunkeln Männern schien, ein ganz neues Latein sprachen und schrieben, da doch die dunkeln Männer das neue und die Poeten das alte sprachen, diese Poeten wohnten in freien Wohnungen, worüber sich jene Magistri natürlich sehr ärgerten, da ihre Bursen und Börsen fast ganz leer blieben, und sie die magere Kost nun selbst verzehren mußten. Diesen Poeten, denen die Musensöhne der folgenden Zeit angenehmere und freiere Verhältnisse verdankten, nahmen die dunkeln Männer es auch sehr übel, daß sie im Latein nicht mit vos, sondern durch tu anredeten,

oder wie sie sich ausdrückten, sie tibisirten (tibisarent).

Aelteste Wappen.

Mannert 1. Th. S. 266: „einzelne Männer und Familien aber wählten, seit der Zeit, da der schwerbewaffnete Reiterdienst allgemein wurde, ein beliebiges Merkzeichen auf ihrem Schilde, um unter dem alles bedeckenden Harnisch kennbar zu seien" — a) „Vielleicht stammt die in früheren Zeiten nur von einzelnen Männern angenommene Sitte schon aus den Urzeiten der Deutschen Nation. Diodor. Sic. V, 30. findet sie merkwürdig genug, um sie nicht mit Stillschweigen zu übergehen. „Auf ihrem Schilde führen Einige eherne Thiergestalten. — Auf den ehernen Helmen zeigen sich Hörner, Vögel, Thiere, in erhabener Arbeit. — Ihre Spieße nannten sie Lanzen." — Dieß alles schreibt er den Kelten zu; bei ihm sind Gallier und Deutsche unter diesem Ausdrucke begriffen." Wohl wahr! Ob er aber auch hiebei die Deutschen vor Augen haben konnte, ist eine andere Frage. Von den alten Deutschen hatte kaum einer oder der andere einen Helm oder eine Sturmhaube. (Tacitus, Germ. 6. Ann. 2. 14. Dio Cassius (38. S. 91.) und Herodian (6. 7.) erwähnen der bloßen Häupter der Deutschen im Kampfe. Ihre Schilde waren weder durch Eisen noch durch Sehnen dauerhaft gemacht, waren Geflechte aus Ruthen, waren dünne mit Farbe bemalte Bretter (Tac. An. 2. 4.). Die Schilde der Deutschen waren mit den auserlesensten Farben geziert (Tac. Germ. 6.). Hierin liegt der Keim der Wappen bei den alten Deutschen.

Lanzknechte oder Landsknechte.

Die Schreibart Lanzknecht hatte in neuern Zeiten immer mehr Beifall gefunden; sie befolgt, um ein wichtiges Beispiel anzuführen, z. B. einer der ausgezeichnetsten Geschichtschreiber

unserer Zeit Heeren. Doch ist sie auch schon alt; schon Grassar (geboren zu Lindau 3. Windmond 1505. gestorben den 4. Dec. 1577) sagt: Circiter hanc tempestatem (nämlich 1489), cum et contra Venetos et contra Belgas Germanici pedites, novo Maximiliani Caesaris auspicio, fortissima stratagemata lanceis longioribus ederent, coeperunt passim ab eo armorum genere Lantzknechtii, quasi dicas Δορύφοροι, Lanceariique cognominari. Hactenus enim aut a procliando Streitsleuthi aut ab ingurgitando Schlemmeri nobiscum fuerunt vocati. Achillis Pirmini Grassari Annales Augstburgenses, ap. Mencke, Script. T. I. c. 1710. Aber diesem steht entgegen, daß im damaligen Deutsch das Wort Lanze nicht gangbar war; man brauchte dafür am häufigsten Glefe, doch auch Spieß, und für Ritterlanze, Speer. Noch mehr die der Entstehung der Lanzknechte näherstehenden Zeitgenossen sind einstimmig mit Grassar entgegengesetzter Meinung. Daher sagt Mannert 1. Th. S. 497 sehr richtig — — „überdieß litt der Feldbau durch Einberufung des Landmanns von seinem Hofe. Schon früher war man daher auf den Gedanken gekommen, es sei zweckmäßig, wenn der Landmann statt des persönlichen Dienstes Geld zur Errichtung einer regelmäßigen Landwehr zahle; das Beispiel der Schweizer hatte gezeigt, wie viel man mit einer gut geregelten Infanterie, zumal bey dem nun sehr veränderten Kriegswesen, auszurichten vermöge. Dadurch erwuchsen die Landsknechte, b) eine wirklich gut gebildete und zum Landesdienst brauchbare Infanterie, auf deren Treue man aber nur bey richtig bezahltem Solde rechnen durfte; im Frieden, wo sie abgedankt wurden, waren sie eine Last des Landes. c) Dergleichen Landesknechte hatte nun auch Albrecht. — b) Vit. Arnpekh, p. 425. „Provinciae servi, vulgariter Lantzknecht nuncupati.“ Also nicht abgeleitet von der Lanze, sondern vom Lande. — In den öffentlichen Verhandlungen bei Krenner werden sie immer Landsknechte geschrieben. So auch von Angelus Rum-

pler; er übersetzt sie (ap. Oefele T. I. p, 115.) Lateinisch servi provinciales. — c) Sie bettelten, erzwangen auf einzelnen Höfen Lebensmittel und Geld, raubten und mordeten. S. von Krenner, Landt. Verhandl. B. XIII. S. 227." So weit Mannert. Wir fügen noch andere Stellen hinzu. Et profecto omnes Germani arma, et eam militandi disciplinam, qua nunc utuntur, ab Helvetiis accepere, abjectis scutis, quibus antea omnium nationum more utebantur: Experientia enim discebant, illa haud quaquam phalangi, et hastarum violentiae resistere posse. Ac ideo ad usque meam aetatem sarissas, bipennes et gladios ferentes Helvetii dicti sunt, etiam si in media Germania essent nati; quoad tandem ob Helvetiorum odium provincialium militum nomen hoc est Landsknecht emergere et celebre esse coepit. Pirkheimeri Bellum Helveticum. lib. I. sub fin. ap. Freher. Scr. Ger. T. III. p. 54; in Thes. Hist. Helv. p. 11. Illic enim mercenarios suos pedites, quos Latino sermone provinciales ministros, vulgari vero Landsknecht appellant, adversum civitatem Brunsviciam collocavit. Telomonius de bello cum civitate Brunsv. ap. Leibnitium, Scriptt. Br. T. II. p. 95. Kunig Maximilian het nich zuvil Volck, aber Guet Volck, darunter Fues-Volck, genannt die Landsknecht, die hieltn sich mit irm Wesen nach der Schweizer Gewohnheit. Vrnesti Chron. Austrasiacum, ap. Hahn. Collect. T. I. p. 745. Knecht bedeutet im Altdeutschen jeden zum Wehrstand gehörigen, so daß auch ein Ritter Knecht genannt werden konnte, so braucht Wirnt von Grafenberg vom Grafen Hoyer, einem Ritter, Knecht (Wigalois Z. 2620), dann bezeichnet Knecht insbesondere den edelgebornen Waffenträger, Diener des Ritters: daher kommt Ritter und Knechte häufig vor. Endlich bedeutet Knecht häufig einen gemeinen Krieger; so nennt Otfrid (Schilteri Glossarium p. 518) die Römischen Soldaten Knechte. Landsknechte, scheint

mir aber nicht so viel zu bedeuten, als Krieger des Landes, Krieger im Dienste des Landes, Landesvertheidiger, denn das war ja jeder Krieger, auch dienten die Landsknechte ja nicht bloß einem Lande, sondern einzelnen Herren. Landsknechte scheint mir vielmehr zu bedeuten, so viel als Krieger ohne bestimmten Herren und ohne Landesdienst, so lange sie nicht gemiethet waren, Krieger, die jedem angehörten, so lange sie nicht gemiethet waren, und nach Verfluß der Miethzeit dem Lande wieder zur Last fielen, wo sie gerade waren. Der Begriff Land drückt etwas allgemein Verbreitetes, etwas Allgemeines aus, wie in Landgraf (universalis Thuringorum Comes Urk. von 1171 Thur. Sacra S. 90) in Landregen, Landseuche, Landsterben, etwas an nichts Gebundenes, wie in Landstreicher, Landläufer, etwas allen Gemeinschaftliches, wie in Landhure. Aehnliche Bedeutung hat wohl auch Land in Landsknechte; sie gehörten allen an, die sie mietheten, und keinem, wenn sie nicht gemiethet waren. Knechte aber hießen sie, weil sie gemeine Krieger von unadliger Abkunft zu Fuße waren. Aber das S in Landsknecht, wird jemand sagen, das bedenkliche S. In Landgraf, Landregen, Landplage u. s. w. ist ja kein S. Aber auch das S ist zu erklären. Konnten die Landsknechte nicht Landknechte genannt werden? Nein! Landknecht heißt der Amtsfrohn, und hieß wohl schon damals. Unter dieser Voraussetzung ist es erklärlich, wie man bei Landsknecht eine andre Form wählen mußte. Also das Land in Landsknecht läßt sich wohl sehr gut erklären. Hätten die Deutschen ursprünglich bei Landsknecht an Lanze gedacht, so würden sie wohl nicht ein bei ihnen ungangbares Wort zur Zusammensetzung gewählt haben, sondern lieber Gleffknecht oder Spießknecht, oder endlich noch eher Speerknecht, als Lanzknecht gesagt haben. Selbst die Franzosen und nach ihnen die Engländer dachten bei Landsknecht, nicht an die Lanze, sondern sie sagten Lansquenet, wiewohl die Engländer lanceknibt, lanceman, lancer, ein mit einer Lanze, einem Spieße bewaffneter Fußsoldat, haben. Solche

Lanzenknechte gab es vor und zu der Zeit der Landsknechte in Deutschland auch. Jeder Ritter war im Felde mit Lanzenknechten umgeben. Und wie hießen diese Lanzenknechte, von denen jeder Ritter gewöhnlich vier um sich hatte? Hießen sie Lanzenknechte? Nein! das Wort Lanze war in der damaligen Deutschen Sprache nicht eben gangbar. Sie hießen Glevener von Glev, Glef, Lanze *). Also wer künftig diese Glefener in die neuere Sprache übertragen will, der brauche Lanzenknechte oder Lanzknechte, und wer von den Deutschen Miethsoldaten zu Fuße am Ausgang des 15. Jahrhunderts und im 16. Jahrhunderte redet, der brauche Landsknechte, und nicht Lanzknechte, damit die Glefener (Lanzknechte) mit ihren Rittern und die Landsknechte, die gegen sie so rühmlich gekämpft, nicht auf ein Feld gerathen, und es nochmals zu blutiger Schlacht komme.

War die Mark Oesterreich ein Bestandtheil Baierns?

Mannert 1. Th. S. 133 sagt, daß schon die einzige Stelle, welche sich bei Otto von Freisingen, Annalista Saro, Albert von Stade, findet, wo es zum J. 1043 heißt, daß der König Otto von Ungarn Baierns Gebiet (fines Bawariae) verheert, und vom Markgrafen Albrecht eine große Niederlage erlitten, den Beweis liefere, daß Oesterreich als ein Bestandtheil Baierns betrachtet worden, und führt S. 168 noch andere Stellen an, wo der Markgraf von Oesterreich, als Markgraf der Baiern erscheint. Allerdings gehörte Oesterreich zu Baiern, wenn man alles Land Baiern nennt, wo Baiern wohnten. Ob aber die Mark Oesterreich zum Herzogthume Baiern gehörte, das ist eine andere Frage. Mannert hätte auch die Stelle Dithmars (lib. VIII. S. 257)

*) Glefener oder Lanzenirer hießen überhaupt alle, die mit einer Lanze fochten. Ueber die zwei Gattungen reitende und Gespann-Glefener s. Hüllmann Städtewesen 2. Th. S. 183.

anführen sollen: Heinricus, qui marcam inter Ungarios et Bavarios positam tenuit. Gegen die von ihm aus Lambert von Hersfeld zum J. 1075 ausgehobene Stelle: Ernost Marchio Baivariorum hätte aus demselben Schriftsteller zu den J. 1069 u. 1075. (Krause S. 51 u. 149): Dedi Marchio Saxonicus gehalten werden sollen. Lambert nennt den Markgr. Dedi von der Lausitz doch wohl blos darum Sächsischen Markgraf, weil er es an der Sächsischen Grenze war, und Sachsen sich unter den unterjochten Slaven angesiedelt hatten. Meißen nennt Lambert eine an der Grenze Sachsens und Böhmens gelegene Stadt. Wird man aber aus der Benennung Sächsischer Markgraf schließen, daß Dedi's Mark zum Herzogthume Sachsen gehört? Oder schließen, daß Meißen an der Grenze des Herzogthums Sachsen gelegen? es versteht sich von selbst, daß wir Sachsen in der damaligen Bedeutung nehmen. Noch könnte man in die Untersuchung ziehen, daß Lambert die Markgrafen von Meißen bloß Markgrafen der Thüringer nennt, wenn es nicht zweifelhaft wäre, ob sie nicht vielleicht zugleich auch Markgrafen von Südthüringen waren (s. F. Wachters Thür. u. Obers. Gesch. 1. Th. S. 247 — 259). Doch wir begnügen uns mit dem Ergebniß aus dem Obigen, daß man die Marken als Erweiterung des Landes ansah, an dessen Grenzen sie errichtet und von welchem aus sie bevölkert wurden. Fragt man also, ward die Mark Oesterreich als Bestandtheil Baierns angesehen; so muß man unterscheiden Baiern, als Benennung des Landes, wo Baiern wohnten, und Baiern als Herzogthum. In der Mark Oesterreich waren Baiern angesiedelt, daher konnte die Mark bairisch genannt werden, betrachtete man aber die Mark als Land unter besonderer Verwaltung, so mußte man sie von Baiern, wenn man darunter bloß das Herzogthum verstand, unterscheiden, und daher nennt sie Dithmar die zwischen den Ungarn und den Baiern gelegene Mark, nicht die in Baiern gelegene Mark, weil Dithmar von der Verwaltung redet.

Heinrich der Kleine verschieden von Heinrich von Schweinfurt.

Mannert führt nicht selten den Annalista Saxo an, wo er weit wissenschaftlicher hätte Dithmar von Merseburg sollen als Gewährsmann nennen. Dieses größere Anschließen an den Annalista Saxo hat sich 1. Th. S. 111. 115. 121. auch gerächt, denn hier wird nach Anleitung des Annalista Saxo Heinrich der Kleine (minor) mit Heinrich von Schweinfurt in eine Person zusammengeschmolzen. Dithmar (Wagnersche Ausg. S. 63. 66. 69.) nennt Herz. Heinrich von Kärnthen, der es auch eine Zeit lang von Baiern war, nirgends seinen Neffen, bezeichnet ihn aber durch das Beiwort minor zum Unterschiede von Herzog Heinrich dem zweiten von Baiern, dem Enkel König Heinrichs des ersten, dem Zänker, wie ihn Spätere nennen. Hingegen Heinrichen von Schweinfurt führt er S. 77. 111. 117. u. f. als seinen Neffen auf, und bezeichnet ihn nirgends mit dem Beinamen minor. Auch paßt die Stelle bei Dithmar S. 126, wo Berthold und sein Sohn Heinrich von Schweinfurt im Verhältnisse zu den Herzögen Heinrich dem Zänker und Heinrich dem Heiligen als Kriegs- und Dienstmannen erscheinen, nicht auf Heinrich den Kleinen, denn dieser steht ja schon 978 als Herzog neben Heinrich dem Zänker (Herm. Contr. bei Ussermann S. 191). Kein andrer als Herz. Heinrich der Kleine ist wohl auch der 989 gestorbene (Necrolog. Fulden. bei Leibn. S. 765). So daß also Heinrich der Kleine 989 ab- und Heinrich von Schweinfurt erst 994 auftritt, und sie in der Geschichte nicht zu gleicher Zeit erscheinen, und auch von dieser Seite jede Verwechselung unmöglich ist.

Kärnthens Trennung von Baiern schon einmal um 978.

Mannert S. 113. 116, wo er von dem nie bis zur Stunde (nämlich 983) von Baiern getrennten Kärnthen

spricht, hat auch nicht die Stelle bei Hermann dem Gichtbrüchigen a. D. benutzt. Da in ihr Heinrich der Kleine schon als Herzog, und wovon anders, als von Kärnthen auftritt. Herzog Otto von Schwaben 976 das Herzogthum Baiern zur Verwaltung erhielt (Lamb. Schaffnab. ad a. 976), und Heinrich der Kleine erst 983 Herz. von Baiern ward, (Dithmar S. 62), so war also schon Heinrich der Kleine Herzog von Kärnthen, bevor er es auch von Baiern ward, und also Kärnthen von Baiern schon einmal 978 getrennt

---

Oeffentliches Recht des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach von Dr. Christian Wilhelm Schweitzer. Erster Theil. Weimar, Hoffmann 1825. XVI und 213 S. gr. 8.

Bekanntlich hat der würdige Verfasser vorliegendes Werk dem Großherzog von Weimar, Karl August, gewidmet, und bei seinem Regierungsjubiläum überreicht, in der That das schmeichelhafteste Geschenk fern selbst von dem geringsten Schein der Schmeichelei: es enthält in klarer faßlicher systematischer Darstellung das öffentliche Recht, um welches sich der Großherzog so verdient gemacht hat. Für einen Bürger des Staates ist es sehr traurig, in der Verfassung desselben ein Fremdling zu sein, noch trauriger, wenn er kein Fremdling mehr, ein Fremdling sein möchte. Gegenwärtiges Werk weiht mit Klarheit und gediegener Kürze in das Innere des Staates ein, und stimmt den Leser zum Gefühle zwiefachen Dankes, für den Großherzog, den Verbesserer und Schöpfer des öffentlichen Rechtes, und den Verfasser, der es uns so faßlich dargestellt hat. Was man sonst nur mit großem Zeitverluste und zerstreut finden konnte, überschaut man hier wie in einem Bilde. Selbst dem, welchem die Zeit und die Hülfs-

mittel beschränkt sind, macht es gegenwärtiges Werk möglich, in das Heiligthum des Weimarischen Staates eingeweiht zu werden. Doch auch für die, welche das öffentliche Recht aus allgemeinem Interesse, nicht in Beziehung auf einen besondern Staat studiren, wird gegenwärtiges Werk ein erwünschter Beitrag sein.

Zeitpunkt der Baierschen und Weimarschen Verfassung.

Der zwar rühmliche Eifer für das Lob des herrlichen Königs Maximilian Joseph des ersten von Baiern hat bei Mannert auf den letzten Seiten seines Werkes aus einem Geschichtschreiber einen Redner gemacht, den es ohne Rücksicht auf andere Staaten nur um Wirkung zu thun ist. Es heißt S. 499 — 501: „Den vielfachen innern Verfügungen zum Besten des Landes, welche ich hier das Recht nicht habe in ihrer Entwickelung zu bezeichnen, setzte der wohlwollende Maximilian Joseph die Krone auf durch die dem Staate freiwillig gegebene Constitution im Jahr 1818. In der ersten Freude über die glückliche Beseitigung aller frühern Gefahren und aus Dankbarkeit für die großen Anstrengungen ihrer Völker hatten die zu Wien versammelten Monarchen den einmüthigen Beschluß gefaßt, den Bewohnern ihrer Länder eine freiere landständische Verfassung zu geben. Aber bald glaubten mehrere Fürsten an ihren Regentenrechten zu verlieren, wenn dem Volke Einwirkung in die öffentlichen Geschäfte zugestanden würde. Sie versagten den dringend bittenden Bürgern das Versprochene; oder wenn hier und da Versuche erfolgten, so fühlte man bald, daß statt des Wesentlichen der Schein hingehalten wurde. Der einzige König von Baiern blieb aus freiem Willen, ohne von dem Volke aufgefordert zu sein, dem edeln Entschlusse getreu, seinem Reiche eine in das innere Wesen des Staats eingreifende Verfassung zu geben. Ohne beschränkende Vorschriften wählten alle Theile des Reichs ihre Deputirten zum Reichstage im Jahr 1819, und die Abgeord-

neten in zwey Kammern getheilt, berathschlagten unter den Auspizien ihres Königs über öffentliche Angelegenheiten." Wie viel unterrichtender ist dagegen die einfache Wahrheit bei Schweitzer S. 28 — 29: „Der Großherzog hat den 13. Artikel der Bundes-Akte: „In allen Deutschen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden" bald erfüllt 53). Schon unterm 30. Jannuar 1816. ward, mittelst öffentlichen Patentes, eine Versammlung („Berathungsversammlung") zusammenberufen. Sie sollte bestehen 1) aus der landständischen Deputation der alten Lande, 2) aus gewählten Abgeordneten der neuen Lande von dem Stande der Ritterguts-Besitzer, dem Stande der Bürger, dem Stande der Bauern; sie sollte sich damit beschäftigen, „den Entwurf einer Verfassungsurkunde zu bearbeiten, wie dieselbe als Grundgesetz des Großherzogthums und als ein Landes-Grundvertrag zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen, den Bürgern des Staates, über ihre wesentlichen staatsrechtlichen Beziehungen, zweckmäßig abzufassen seyn dürfte." Am 8. April 1816 trat die Berathungsversammlung, unter dem Vorsitze drey höherer Staatsdiener, in Thätigkeit; am 28. April legte sie ihren Entwurf vor; am 5. May 1816 erfolgte die landesfürstliche Bestätigung und in Gemäßheit derselben das Grundgesetz über die landständische Verfassung des Großherzogthums." Die Charakterisirung des Grundgesetzes, welche nun folgt, bitten wir, selbst nachzulesen.

„53) Allgemeines Staatsverfassungs-Archiv I. Bd. S. 266. Klüber, Staats-Archiv des Deutschen Bundes. Erlangen 1816. I. Bd. Nr. XX. S. 144."

Zu viele Aufschlüsse. Erforderniß eines brauchbaren Geschichtswerkes.

Hans v. Jargow, in den sehr schätzenswerthen Bemerkungen über „l'Histoire de la régénération de la Grèce par Pouqueville im Gesellschafter 1828. d. 9. Juni 92. Bl. S. 460: „Griechenland, über dessen neuere Begebenheiten man vor einigen Jahren nur selten in einzelnen, wenigen Reisebeschreibungen Aufschluß erhielt, ist jetzt der Sammelplatz eines ganzen Schriftsteller-Heers geworden, das durch zu viele Aufschlüsse die Wahrheit verwirrt." Zu viele Aufschlüsse muß hier ironisch genommen werden, wenn es einen Sinn geben soll, denn wirkliche Aufschlüsse können ja die Wahrheit nie verwirren, und werden zuviele wirkliche Aufschlüsse über einen Gegenstand gegeben, so sind sie nicht die Wahrheit verwirrend, sondern nur überflüssig. Schreiben mehrere nur von Hörensagen und nur einer als Augenzeuge, oder nach dem treuen Berichte von Augenzeugen, so sind dessen Aufschlüsse, wenn er unbefangen ist, allerdings hinlänglich. Schreiben aber mehrere bloß vom Hörensagen, so wird die Wahrheit nur scheinbar verwirrt. Schreibt nämlich nur einer von Hörensagen, und seine Berichte erscheinen als glaubwürdig, so wird gewöhnlich alles unbedingt als Wahrheit angenommen. Kommt nun noch einer, und schreibt vom Hörensagen, so scheint er dadurch allein die Wahrheit zu verwirren, daß er von der Erzählung des Ersten Abweichendes erzählt, kommt nun noch die Erzählung eines Dritten, eines Vierten u. s. w. hinzu, so wird die Wahrheit scheinbar immer mehr verwirrt, aber in der That wird sie nicht mehr verwirrt, als sie es schon beim Ersten war, denn alle Erzählungen nach Hörensagen werden der Wahrheit selten ganz nahe kommen. Daher sollte jeder, welcher nach Hörensagen schreibt, seine Quelle angeben, damit man doch ungefähr vermuthen könne, wie glaubwürdig sie sei, und in welchem Grade nicht. Ueberhaupt, wenn man erwägt, wie trüglich alles Schreiben nach Hörensagen ist, so kann es nichts Lächerlicheres geben, als

Geschichtsbücher, welche das Erzählte nicht durch Angaben der Quellen in so weit belegen, daß sie sich selbst von der Verantwortlichkeit für die Wahrheit frei machen. Haben wir über einen gewissen Zeitraum nur einen einzigen glaubwürdigen Geschichtschreiber, der aber vieles natürlich nach Hörensagen schrieb, so nehmen die Meisten alles Einzelne, was er erzählt, als unbestritten an, haben wir mehrere glaubwürdige Geschichtschreiber über einen und denselben Zeitraum, die aber das Meiste nach Hörensagen schrieben, und daher von einander abweichen, so scheint, was sie erzählen, den Meisten nicht so gewiß, da es in der That in der Hauptsache, in welcher sie überstimmen, mehr verbürgt ist. Nichts ist lächerlicher als die Art, wie viele der neuern Geschichtschreiber arbeiten. Haben sie nur eine einzige Quelle vor sich, so schreiben sie alles getrost nach, oder benutzen wenigstens getrost alles zu ihren eignen Phantasien, haben sie aber mehrere abweichende Quellen vor sich, so klagen sie über die Ungewißheit, welcher sollst du folgen? Wählen die eine und lassen die andre Quelle unbenutzt dahin fließen. Ein Geschichtswerk über ältere Geschichte muß bei jedem Einzelnen, was es berichtet, angeben, wer*) es erzählt, und auch, wenn dieser etwas Näheres über seine Quelle angiebt, es dabei bemerken, und die Geschichtskenntniß besteht, wenn sie ins Einzelne geht, meist nur darin, daß man weiß, dieser von dieser und dieser Glaubwürdigkeit erzählt dieses so. Hat man mehrere gleich nahe liegende Quellen vor sich, so muß man, wenn sie abweichen, diese Abweichungen

---

*) Natürlich muß dieser „Wer“ auch kritisch angegeben werden. Der Pentateuch giebt sich z. B. als eine spätere Arbeit kund, dabei darf man nicht an Moses, als Verfasser denken, und ihn als solchen anführen, weil man sonst zu falschen Schlüssen verleitet, z. B.: „Wie aus Moses Beschreibung der Sündfluth, Genes. VII, 11 f. und VIII, 3 f. hervorgeht, rechnete man zu seiner Zeit 30 Tage auf jeden Monat“ (Grotefend, Allg. Encyclopädie d. W. u. K. von Ersch u. Gruber 17. B. S. 150).

angeben, liegt eine näher und die andre ferner, so braucht man den Inhalt der ferner liegenden nur anzudeuten. Auch wer die Geschichte seiner Zeit schreibt, muß angeben, was er und von wem er es gehört, was er selbst gesehen, was er aus Urkunden, was er aus den Schriften anderer geschöpft u. s. w. Ist in einem Geschichtswerke jedesmal die Quelle angegeben, so folge eine Prüfung der Wahrscheinlichkeit des Erzählten an sich. Geschichtskenntniß beruht also nicht bloß darauf, daß ich weiß, was erzählt wird, sondern auch die Quelle und rücksichtlich die Quellen des Erzählten muß ich wissen, und dabei die innere Wahrscheinlichkeit des Erzählten prüfen. Ein Geschichtschreiber muß angeben, in wie weit und durch wen eine Thatsache im Allgemeinen verbürgt ist, und in wie weit und durch wen die näheren Umstände. So z. B. ist nach Gregor von Tours, und dem Paulus Diaconus wohl für gewiß anzunehmen, daß Rosimund Albwin's Tod herbeigeführt habe, aber über die näheren Umstände läßt sich nichts Gewisses angeben, und man darf weder dem einen noch dem andern unbedingt folgen, sondern muß sich damit begnügen, anzugeben, was dieser und was jener erzählt. Aber was wird dann aus der sogenannten historischen Kunst? wie läßt sich eine ergreifende Darstellung geben, wenn man nur zweifelnd und schwankend reden darf? Was aus der Kunst wird, darnach hat die Wissenschaft, die um ihrer selbst willen da ist, nicht zu fragen. Der Geschichtschreiber darf nur in so weit nach künstlerischer Darstellung streben, als es mit dem Zwecke der Wissenschaft vereinbar ist, und auf unser Beispiel zurück zu kommen, so kann er bei Albwin's Tode nur dadurch ergreifend wirken, daß er den Schleier des Geheimnisses über die näheren Umstände sich schauerlich verbreiten läßt. — Geschichtsbücher, welche dem Erfordernisse der Angabe und Prüfung der Quellen nicht entsprechen, stehen auf einer sehr niedern Stufe der Brauchbarkeit, und leider auf dieser Stufe stehen viele der Geschichtswerke, welche übrigens zu den besten gezählt werden. Bei unsern Beurtheilungen von Geschichtswerken im Forum werden wir,

wie billig bei jedem Geschichtswerke, welches diesen ersten Erfordernissen, und in welchem Maaße es ihnen entspricht, angegeben. Schweigen wir, so ist es ein bedenkliches Zeichen. Oder sollen wir vielleicht jedesmal das Gegentheil bemerken, und bei Geschichtswerken, welche dem ersten aller Erfordernisse entsprechen, schweigen, als über eine Sache, die sich von selbst verstehe? Nein! rühmen, ist süßer, als tadeln. Wir wollen uns also lieber in den Stand setzen, weniger Tadel und mehr Lob aussprechen zu dürfen.

Größtes Hinderniß der Anwendung der Kritik beim Geschichtschreiben.

Was ist dieses? Offenbar dieses, daß der Geschichtschreiber gern Ergreifendes, Ueberraschendes, Witziges, Artiges erzählt. Alles Wirkliche im Leben hat aber meistens einen prosaischen Anstrich. Das Romantische und Dichterische ist meistens in die Geschichte durch Ausschmückung und schöne Umgestaltung hineingetragen worden. Weiß auch der Geschichtschreiber, daß diese oder jene anziehenden Nebenumstände keine Thatsache oder die ganze Erzählung selbst nicht verbürgt sind, soll er zweifelhaft von ihr reden, oder sie ganz hinweglassen? Ja! er sollte es. Aber er kann sich nicht überwinden, sein Buch dieser Zierde zu berauben. Wie überraschend klingt es z. B. bei Boclo (Ueber die Wichtigkeit des Studiums der Gesch. auf Schulen bei Petri, Geschicht-Pforte, von welcher wir in der nächsten Abtheilung eine Beurtheilung geben werden S. 159:) „Phönizische Männer, welche Salpeter geladen haben, landen am Flusse Belus, nicht weit von Sidon. Sie wollen sich Speise kochen; es fehlt ihnen aber an einem Feuerheerde, worauf sie ihre Töpfe setzen. In Ermangelung von Steinen holen sie Stücke Salpeter von ihren Schiffen und stellen die Töpfe darüber. Schon brennet das Feuer, schon siedet das Wasser; — da zerrinnet plötzlich der Heerd in einen klaren Strom, und

das Glas ist erfunden." Wie überraschend! Soll der Darsteller nun aber so grausam sein, und den Eindruck stören, wenn er mit der Bemerkung nachhinkt, daß diese Erzählung nicht verbürgt, daß sie wohl nichts als ein späteres Mährchen sei. Ja! er sollte so grausam sein. Aber er kann sich nicht überwinden. Unterhaltend, überraschend und ergreifend sein, darf der Geschichtschreiber auf Kosten der Kritik nie wollen, und muß hartherzig die beliebtesten Mährchen z. B. Tell's Apfelschuß ausscheiden. Trachtet ein Geschichtschreiber nach dem Beifall der gewöhnlichen Lesewelt, so kann er den einzigen Zweck der Geschichte, wissenschaftliche Belehrung, nicht erreichen. Die Geschichte hat keinen andern Zweck, als die treue Kunde der Vergangenheit. Unterhaltung, Ergötzung, Erhebung, Erbauung u. s. w. darf sie nie bezwecken, und unterhält sie, ergötzt sie, erhebt sie, erbaut sie, so liegt dieses außer ihrem Zwecke, und desto besser für sie, wenn sie es thut, ohne daß sie darnach strebt. Das ist aber eben das Schwierige, daß ein Geschichtschreiber blos das rein Wissenschaftliche beabsichtigen soll, denn wie angenehm ist es, zu unterhalten, wie süß, zu ergötzen, wie ergreifend, zu erheben, wie beseligend, zu erbauen! Wie schwer wird es aber, dieses nicht zu beabsichtigen, und daher wie erklärlich, daß die Geschichtsbücher auf einer so niedern Stufe der Wissenschaftlichkeit stehen. Wie schwer wird es dem Geschichtschreiber dem Eindrucke, den schön- und erbaulich gestaltete Erzählungen wie z. B. die von Crösus und Solon bei Herodot, von Mucius Scävola bei Livius, von Joseph und seinen Brüdern im Pentateuch u. s. w. nicht zu folgen, sondern sie nur kritisirend anzudeuten, wie schwer ihm, Geschichten, die sich durch einige leichte Wendungen schön und erbaulich gestalten ließen, der Wahrheit gemäß ganz prosaisch treu zu erzählen. Welches schreckliche memento mori für dichterisch gestaltete Erzählungen, wenn eben diese schöne Gestalt es ist, welche den Geschichtschreiber hier vorzüglich auffordert zur kritischen Anfrage, wer erzählt dieses? ist es ein glaubwürdiger Augenzeuge oder wenigstens ein glaubwürdiger Zeitgenosse? Oder ist

es erst durch den umgestaltenden Mund der Sage oder gar der Dichtkunst gegangen?

Ueber Muthmaßungen und den Unwillen, wenn man sie nicht als Thatsachen geltend läßt.

Ein unermeßliches Feld Disteln, die er ausrotten muß, sind für den Kritiker die Muthmaßungen, die als Thatsachen vorgetragen werden. Hat jemand eine wahrscheinliche Vermuthung aufgestellt, schnell ist ein andrer da, der sie ohne Weiteres als Thatsache behandelt. Eins der neuesten Beispiele giebt Herzog in seiner Gesch. des Thür. Volkes, S. 28, wo er ohne Weiteres erzählt, daß sich der Herzog Radulf auf der Steinkelbe gegen die Franken vertheidigt habe. Ja! viele wähnen bei gleich wahrscheinlichen Muthmaßungen eine als die einzig wahre geltend machen zu müssen. Das Nähere über die Steinkelbe und mehreres über den Unfug mit Muthmaßungen als Thatsachen vorgetragen s. in F. Wachters Thür. und Obers. Gesch. S. 395 — 397). Und was das Aergste ist, mehr noch schreien sie Jodute!*), wenn man ihre Muthmaßungen nicht als Thatsachen geltend lassen will, als wenn man Mährchen bekämpft. Denn nichts verdrießt jemanden mehr, als wenn man ihn auf dem Felde des Glaubens widerspricht. Und warum verdrießt ihm dieses am meisten? Weil die Quelle des Glaubens bloß Ahnung und Vermuthung sind, und es dem Glauben also, wenn man auf ihn eindringt d. h. ihm sagt, deine Gewährsmänner haben, was sie ahnten und vermutheten, als ausgemachte Dinge hingestellt oder in manchen Fällen auch, was du als ausgemacht glaubst, ist bloß aus deiner Ahnung und Vermuthung geflossen. Dringt man auf diese Weise auf den Glauben ein, so hat er keinen andern Beweis, als sich selbst: „Ich glaube dieses, folglich

*) S. über das Zetergeschrei Jodute unsern Artikel in Pierer's encyclopädischem Wörterbuch.

ist es wahr.“ Anders ist es im Gebiete des Wissens. Ich weiß z. B. in der Geschichte dieses und dieses. Woher weißt du es? Diese Quelle sagt es. Ficht nun jemand mein Wissen an, so nenne ich die Quelle als Beleg. Steht diese Stütze bei kritischer Prüfung, so steht mein Wissen, wankt sie, so wankt mein Wissen, fällt sie, so fällt mein Wissen. Hat jemand mein Wissen wankend oder fallend gemacht, so kann mich dieses nicht so sehr verdrießen. Denn das Wissen hatte seine Stütze nicht in mir, sondern außerhalb. — Aber auch beim Wissen ist Glaube; das, wovon ich weiß, daß es wahr ist, glaube ich. — Aber das glaubst du bloß, weil du es weißt, und weißt es, weil du es belegen kannst. Aber der Glaube ohne Wissen, der vorzugsweise so genannte Glaube, glaubt es bloß, weil er es glaubt, oder weil es andre glaubten. Dringt das Wissen auf den vom Wissen nicht unterstützten Glauben ein, so steht er hülflos und unbewaffnet da, und er hat nichts, als seinen Unwillen entgegen zu setzen. Sagst du zu jemand, der Dinge glaubt, die man nicht wissen kann: „Ahnungen und Vermuthungen sind deine Quellen!“ so muß er sich verletzt fühlen, weil der Glaube, wiewohl aus Ahnungen und Vermuthungen geflossen, sich doch für eben so begründet als das auf Erfahrung gestützte Wissen hält, und ihm gleichwohl die Erfahrung nicht als Beweis dienen kann. Erzählt z. B. jemand: „Auf Rügen ward von den alten Deutschen die Hertha veerhrt.“ So hat er zum Beweis nichts als daß Rügen ein Eiland, auf ihm ein geheimnißvoller See ist, und die Lage passen könnte. Sagt man ihm, daß die Verehrung der Mutter Erde (Nerthus) auf R. nicht so ausgemacht sei, so hat er nichts entgegen zu setzen, als seinen Unwillen, daß man nicht glauben will, worüber die Erfahrung schweigt. Behauptet aber jemand z. B.: „Was hast du denn den Tacitus vor dir? Ihn haben ja, wie alle alten Schriftsteller im Mittelalter, Mönche gemacht:“ so kann mich dieses nicht verdrießen, sondern nur zum heimlichen Lächeln reizen. Ich sehe sogleich, daß der Sprecher die Schriftsteller und den Geist des Mittelalters überhaupt nicht kennt, denn

kännte er ihn, so würde er einsehen, daß es unmöglich sei, daß die Werke der Griechen und Römer im Mittelalter verfaßt werden konnten. Wendet der Sprecher ein: „Auch die Werke des Mittelalters sind untergeschoben." So fange ich von heute an, und gehe die Tage und Jahre und Werke aus ihnen und über sie durch, und frage ihn: „Wo ist der Zeitpunkt, von welchem an wir kein ächtes Werk mehr haben?" So mache ich ihn selbst mit der Vergangenheit bekannt, und ich bekämpfe seine Unwissenheit; er bekämpft mich aber mit seiner Unwissenheit d. h. mit einer Waffe, die immer mehr abnimmt, je länger der Kampf dauert. Andres ist bei Dingen, über welche uns keine hinlänglichen Quellen der Erfahrung zu Gebote stehen, z. B. „Gallier nicht, sondern Germanen haben Rom verbrannt." Glaubt dieses jemand fest, so hat er nichts zu seinem Beweise, als die Aehnlichkeit von Eigennamen z. B. Brennus und Brinno. Entgegne ich, daß dieser gleiche Klang entweder bloß zufällig oder auch auf Verwandtschaft der Gallischen und Deutschen Sprache beruhen könne, so entgegnet er: „Das glaube ich nicht!" Beginnt nun jemand die Deutsche Geschichte mit der Eroberung Roms, und trägt als thatsächlich gewiß vor, daß es Germanen waren, und ich mache auf diesen Uebelstand aufmerksam, so verdrießt es ihn, daß ich seinen Glauben nicht soviel geltend lassen will, als klar zeugende Geschichtsquellen. Hält er sich aber im Gebiete der Muthmaßung: „Ich halte es aus diesen und diesen Gründen für wahrscheinlich, daß nicht Gallier, sondern Germanen Rom verbrannten," und erzählt nun die Verbrennung Roms in einer Deutschen Geschichte, so wird kein Kritiker, der von Tadelsucht frei ist, etwas einzuwenden haben. In unserm Forum wird jeder Zeit das Verdienstliche der auf Wahrscheinlichkeitsgründen gestützten geschichtlichen Muthmaßung anerkannt werden; will sie aber ihre Ergebnisse als Thatsachen geltend machen, so werden wir rufen: Anathema sit. Wird es aber etwas helfen? O! gewiß, wenn es oft genug wiederholt wird, und wenn man nicht schüchtern, sondern furchtlos vor dem Unwillen der Jo=

bute Schreienden auftritt. So ist z. B. das Geschrei der Orthodoxen nicht ohne Erfolg gewesen, denn die Rationalisten ziehen doch nun die Segel etwas ein, und behandeln die Glaubensartickel, als deren Lehrer sie angestellt sind, nicht mehr mit der gewohnten Kühnheit.

Ist bei zweifelhaften Gegenständen eine Annahme als ausgemacht vorzutragen?

— — — — „sondern auch nicht bloß das Resultat jeder Untersuchung, vielmehr auch der Gang der Forschungen selbst, von denen spätere nicht selten die früheren wieder umwerfen und aufheben, mitgetheilt wird. Der Vf. will durch diese häufigen Widerrufe die Schwierigkeit der Untersuchung, wie seine Aufrichtigkeit vor Augen legen, bemerkt aber nicht, daß er nothwendig dadurch den Leser ermüde und auch über die zuletzt gewonnenen Ergebnisse zweifelhaft mache," sagt der Recensent der Schrift: Zur Urgeschichte des Deutschen Volksstamm's. Von Heinrich Schulz. Hamm, Schulzische Buchh. 1826: in der Leipziger Literatur-Zeitung 20. Aug. 1827 N. 212. S. 1690. Ist es aber nicht sehr lobenswerth, zweifelhafte Ergebnisse *) zwei-

*) Im Theologischen Literaturblatt. Zur Allg.. Kirchenz. 5. März 1828. N. 19. S. 156 heißt es: „Wir müssen die Behauptung, daß dergleichen metaphysische Gegenstände" (z. B. die Präexistenz der Seele) „eben so wenig bewiesen, als widerlegt werden können, als die gewöhnliche Ausflucht des Indifferentismus abweisen. Man sollte meinen, das philosophische Forschen der Jahrhunderte müsse doch endlich dahin gelangen, wenigstens zu einigen haltbaren Resultaten zu führen." Forschet eifrig, ihr Philosophen! laßt euch ja des Indifferentismus nicht beschuldigen, forschet Jahrhunderte hindurch über die metaphysischen Gegenstände, die weder bewiesen, noch widerlegt werden können, forschet Jahrtausende hindurch, und ihr werdet auf mein Wort zu einem sehr haltbaren Resultate gelangen, nämlich zu dem Resultate, daß ihr vergebens geforscht habt. Oder schämt ihr euch, dieses zu bekennen, so gebt eure Träumereien für haltbare Resultate aus, und jener Weise, dessen Worte wir eben angeführt haben, wird euch des

felhaft zu lassen? Soll denn bei Gegenständen, über die sich nichts Gewisses aufstellen läßt, etwas Gewisses aufgestellt werden? Wozu? Es führt zu nichts anders, als daß es die Stumpfsinnigen glauben, und die Einsichtsvollen dagegen kämpfen. Oder sollen überhaupt Untersuchungen nicht angestellt werden, die nur zweifelhafte Ergebnisse geben? Warum nicht? Es ist ja nöthig zu wissen, wie weit etwas ausgemacht sei, und wie weit zweifelhaft. Freilich macht es bei dem einsichtslosen Leser mehr Eindruck und läßt ihn weniger ermüden, wenn ich sage: „Du hast bisher geglaubt, daß dieses so sei; nein! es ist anders; es ist nämlich so!" als wenn ich bescheiden auftrete: „Was du bisher für wahr gehalten, ist sehr zweifelhaft, ja vielleicht ganz falsch. Die Sache hat sich vielleicht auf diese Art verhalten; aber ausgemacht ist doch auch dieses nicht; es bleibt also immer zweifelhaft." Welcher von den beiden aber wird den Beifall bei dem Einsichtsvollen erhalten? offenbar der Letztere; der Erste wird ihm entweder als ein Thor vorkommen, der theils seine eignen Vermuthungen als Wahres glaubt, theils im Wahne steht, es müsse über ungewisse Dinge etwas Gewisses aufgestellt werden; oder als ein Betrüger, der zwar selbst, das, was er aufstellt, für zweifelhaft hält, es aber doch als ausgemacht hinstellt, um bei dem gedankenlosen Leser Eindruck zu machen, und ihn nicht ermüden zu lassen. Der Letztere wird aber dem denkenden Leser als einer erscheinen, der sich das Verdienst erworben, den Gesichtskreis erweitert zu haben.

Indifferentismus gewiß nicht mehr beschuldigen, denn euer Eifer war so groß, daß ihr jenen Weisen über Dinge belehrtet, über die man nichts wissen kann. Glaubt dem nüchternen Verstande ja nicht, daß es von Einsicht zeige, zu wissen, was man wissen könne und was nicht, sondern haltet den für weise, der Dinge zu wissen wähnt, von denen man nichts wissen kann. Höret nicht auf, ihr Philosophen! blauen Dunst zu machen, denn sonst klagt man euch des Indifferentismus an. Bauet Systeme auf Sand, und schreibt darauf: „ein haltbares Gebäude!" und man wird euch glauben, weil eben vielen Menschen, blauen Dunst zu athmen, ein Bedürfniß ist.

Unfug mit der ohngefähren Zeitrechnung.

Im Pädagogisch = Philologischem Literaturblatt. Zur Allg. Schulz. 3. Oct. 1827. Abth. I. Nr. 33. S. 240 in der Beurtheilung des Werkes: Pragmatisch = chronologisches Handbuch der europäischen Staaten = Geschichte von Dr. Rauschnick. Schmalkalden 1824 — 1825 heißt es: — — — „in" der chronologischen Uebersicht der Geschichte Portugals „findet sich auch nicht einmal die ungefähre Zeit dieser Einwanderung der iberischen Völkerstämme." Da die Angabe auch selbst nur der ohngefähren Zeit jener Einwanderung nichts als reines Hirngespinnst sein kann, so ist Rauschnick's Schweigen höchlich zu loben, und nicht zu tadeln. Ist es nicht weit besser gar nichts, als etwas ganz Willkührliches anzunehmen. Aber freilich ein pedantischer Schulmann glaubt sich etwas zu vergeben, wenn er dem Schüler sagen soll: „Das und das weiß man auch im Entferntesten nicht." Daher braucht er auch bei ganz ungewissen Dingen lieber: „Ohngefähr!" Und dennoch kann dieses Ohngefähr für den Ruf seiner Weisheit nicht ohne Gefahr sein, wenn der mit den ohngefähren Zahlen ohne allen Nutzen, ja zum Schaden geplagte Knabe zum einsichtsvollen Mann heranreift.

Abu'l Casem fällt 982 gegen die Deutschen.
(für künftige Geschichtschreiber.)

Nach Dithmar Wagn. A. S. 61 geben die Neuern zwar die Deutschen an, die unter Otto d. 2. in der Gegend von Tarent (Sigonius bezeichnet ohne daß man seine Quelle kennt, die von Dithmar nicht genannte Stadt durch Basentello) nach Dithmar den 13., nach dem Necrolog. Fuld. 14. Juli 982 fielen. Aber von der vorgehenden Niederlage der Sarazenen wissen sie nur im Allgemeinen zu reden. Es fiel jedoch nach Abilfeda (Annal. Mosl. ver. Reiske S. 272) der Emir Abu'l Casem von Sicilien, der seit dem 366. J. der Hidschret, welches 30. Aug. 976 unsrer Zeitrechnung anfing,

Italien durch Raubzüge schrecklich heimzusuchen pflegte, gegen die Franken kämpfend im ersten Monat des 372 Jahres der Hidschret. Dieses fing den 26. Juni 982 an, so daß also die Deutschen und Sarazenischen Berichte gut zusammen stimmen, und wir zu Dithmars Angabe, daß durch Otto und seine Deutschen eine zahllose Menge Sarazenen gefallen, hinzusetzen können: „und unter ihnen ihr Heerführer, der Emir Abu'l Casem von Sicilien selbst, der furchtbare Plünderer Italiens. Weil er, wie Abilfeda sagt, für den wahren Glauben kämpfend eines rühmlichen Todes gefallen, so pflegt zu seinem Namen der Titel as Schehidi, „des Bekenners," hinzugesetzt zu werden.

Starb Karl der Einfältige zu Peronne in Heriberts Haft?

Ist dieses zweifelhaft? hör' ich mir zurufen, und z. B. aus Meusels Anleitung zur Kenntniß der Europäi. Staatensgesch. 4. Ausg. S. 121 vorlesen: „König Karl wird durch den verrätherischen Grafen Herbert von Vermandois gefangen genommen (923), und stirbt im Gefängniß zu Peronne (929)." Ein in den Geschichtschreibern des Mittelalters Bewanderter wird sich, daß Karl in Haft gestorben z. B. auf Fragmentum Hist. Franc. bei Pithöus, Ann. et Hist. Franc. ab a. 710 — 890 S. 513, auf Sigeberti Gemblac. Chronographia zum J. 926, oder noch besser auf des gleichzeitigen Wittichindi Corb. Ann. lib. I. bei Meibom S. 637 und auf den Continuator Reginonis zum J. 925 berufen. Doch ohngeachtet dieser Gewährsmänner wage ich es in Zweifel zu ziehen, ob Karl in Haft gestorben. Der gleichzeitige einheimische Frodoard erzählt Folgendes. Heribert war 923 unter denen, welche Rudolfen von Burgund zum Gegenkönige wählten. Hierauf lockte er Karln durch eidliche Zusicherungen zu sich, ließ ihn nach Castellum Theoderici an der Marne (Chateau Thierry) bringen, und hielt ihn in Haft (Frodoard zum J. 923 bei Pithöus a. O. S. 117.)

Im J. 927 bat Heribert für seinen Sohn Odo um die Grafschaft Laon; aber Rudolf gab sie Rotgar. Daher Zwiespalt zwischen Heribert und Rudolf, und Heribert nahm Karln aus der Haft, Rudolf kehrte nach Burgund zurück. (Flodoard zum J. 927 S. 128 u. 129.). Karln führte Heribert nun in den Jahren 927 und 928 mit sich herum, und Karl war dem Namen und Scheine nach König, während Heribert die Gewalt übte. (Das Nähere über diese Rolle Karls siehe bei Flodoard zu den J. 927 u. 928 S. 129 u. 130.) Der Papst Johann hatte Heriberten unter Androhung der Excommunication befohlen, Karln wieder als König herzustellen. Als Heribert 928 mit ihm nach Rheims kam, benachrichtigte er den Pabst schriftlich, daß er dafür mit allen Kräften kämpfe (Floard zum J. 928 S. 130.) Doch noch 928 schloß sich Heribert wieder an Rudolf, nachdem er Karln von neuem in Haft gethan. Nachdem Rudolf und Heribert dem König Hugo von Italien entgegengereist, Hugo mit Rudolf gesprochen, und Heriberten die Provence gegeben, kam Rudolf uach Rheims, machte Frieden mit Karln, gab ihm Attigny zurück, und ehrte ihn durch Geschenke. (Flodoard zum J. 928 S. 131). Karl starb 929 zu Peronne. (Flodoard zum J. 929 S. 132). Flodoard sagt durchaus kein Wort, daß Karl in Haft gestorben. Zwar erwähnt Flodoard auch nicht, daß Karl der Haft entlassen worden. Aber dieses versteht sich von selbst. Wozu brauchte Rudolf mit Karln Frieden zu schließen, wenn er in Haft bleiben sollte? Wozu die Ehrung mit Geschenken? Wozu die Rückgabe Attigny's, der königlichen Pfalz? Da Karl kurz nach dem Frieden mit Rudolf starb, so ist natürlich, daß Auswärtige und Spätere, nicht wohl mit den Einzelnheiten der französischen Geschichte vertraut, Karln in Haft sterben lassen. Darin irren sie, wie aus Flodoard erhellt, ganz gewiß, daß sie Karln von Heriberten ohne Unterbrechung gefangen halten lassen, da Karl ja 927 wieder freigelassen und erst 928 wieder gefangen gesetzt wurde. Ziehen sie die beiden Haften Karls in eine zusammen, so ist es auch nicht zu verwundern, daß sie von Karls letzter Be-

freiung nichts wissen. Wer also künftig Karls Geschichte schreibt oder lehrt, wird erwähnen müssen, daß Karl höchst wahrscheinlich nicht in Haft gestorben, und als ausgemacht vortragen müssen, daß Karls Haft nicht ununterbrochen fortgedauert, sondern er dazwischen habe die Rolle des Königs spielen müssen, während welcher er zwar in Heriberts Gewalt, aber nicht in dessen Haft war. That nämlich Heribert Karln in Haft, so war es ein Zeichen, daß er ihn nicht mehr als König, sondern Rudolf als König ansah, führte er Karln mit sich herum, so spielte Karl die Rolle des Königs, und Rudolf galt nicht als solcher. Als endlich Rudolf mit Karln Frieden machte, und Karl Attigny, die königliche Pfalz, wiedererhielt, so standen beide als Könige da, und zwar als Theilkönige, und Karls Haft fiel natürlich nach dieser Ausgleichung als unnöthig hinweg.

Ableitung von Ariovist.

J. G. Wachter (Glossar S. 1782 u. 1867) leitet Ariovist aus dem Celtischen ab, und es bedeutet ihm praelio validus, bello intrepidus, und sagt: Olim deduxi ab Anglosaxonico ar-faest, honestus, pius, clemens, quod est ab are honos, decus, gloria. Und Ehrenfest für Ariovist prangt in vielen Geschichtsbüchern. Ist aber bei vist, sprich, wist, an fest zu denken? Im Altnordischen und Angelsächsischen bedeutet vísi, vísa, ein Führer, Heerführer, und vís im Altnordischen und Angelsächsischen, wise, weise, erfahren und dann alt. Im Nibelungenliede (134. 7214.) werden die Wisen und die Tumben, und die Grisen und die Tumben einander gegenübergestellt, also die Alten und Jungen, dichterisch ausgedrückt. Wie wenn wist der aus wisist zusammengezogenen Superlativ von wise, weise wäre? Aber was bedeutet Ario? Ario verräth sich als der 2. Fall der Mehrzahl (genitivus pluralis). Nun haben wir im Altdeutschen Ari, Adler, so daß Ariowisiste der Adler Weisester, Erfahrenster hieße, eine dichterische Benen=

nung eines Heerführers. Doch haben wir im Altnordischen auch ein ári, welches Diener, Bote bedeutet, von ar, Arbeit. Vielleicht hatte dieses ári im Althochdeutschen eine edlere Bedeutung, nämlich unter ar ward vorzugsweise vielleicht Kriegsarbeit verstanden, ári also ein Arbeiter im Kampfe, ein Kämpfer, so daß Ariowisiste, der Kämpfer Weisester, Erfahrenster, die passendste Benennung für einen Heerführer wäre.

Vigilia, Abend.

Vigilia bedeutete in engerer Bedeutung den Abend vor einem Feste, und ward nach Kirchenbrauch, nach welchem man die Feste von einer Vesper zu andern rechnet, mit zum Feste selbst gerechnet, und in weiterer Bedeutung bedeutete es den vor dem Feste vorhergehenden Tag überhaupt. Im Deutschen brauchte man für Vigilia Abend, und z. B. an Allerheiligen Abend, in vigilia omnium sanctorum, bedeutet am Tage vor dem Feste Allerheiligen. Der Abend, und bei weiterer Bedeutung der Tag ward des Festes Abend ohne Zweideutigkeit genannt, weil der Abend nach dem Feste nicht zum Feste selbst gerechnet ward. Das Fest hatte nur einen Abend, aber dieser Abend beschloß nicht das Fest, sondern eröffnete das Fest; es war der Abend des vorhergehenden Tages, und die Abendzeit des Festtages ward nicht zum Feste gerechnet. Sagte man z. B. am Allerheiligen-Abend, so dachte niemand an die auf das Fest Allerheiligen unmittelbar folgende Abendzeit, denn dieser Abend gehörte nicht zum Feste, sondern man dachte und konnte nicht anders denken, als an den Abend, mit welchem das Fest begann, an den einzigen Abend, welcher zum Feste gehörte, und in weiterer Bedeutung an den Tag, an dessen Abend das Fest begann. Ein Zweifel also, ob z. B. durch den Allerheiligen-Abend der Abend oder Tag vor dem Festtage oder der Abend des Festtages gemeint sei, ist unmöglich, da nur der Abend vor dem Festtage zum Feste gerechnet ward. Man muß daher die beiden Abendzeiten be-

zeichnen durch: am Allerheiligen=Abend Abends: oder: am Abend des Allerheiligen=Abends oder des 31. Oct.: und: am Abend des Tages Allerheiligen (1. Nov.): oder: am Allerheiligen=Tage Abends, und die Tageszeiten: zur Tageszeit des Allerheiligen=Abends: oder: am Allerheiligen=Abend bei Tage: und: am Allerheiligen=Tage bei Tage. Steht bloß am Allerheiligen=Abend, so ist dabei an die Abendzeit ins Besondere nicht zu denken, sondern es heißt nur im Allgemeinen: am Tage vor Allerheiligen oder den 31. Oct. Heinrich Lange über den Ursprung des Lüneburger Prälatenkrieges b. Leibnitz Sc. Br. III p. 224: Des andern dages alse in sünte Dionysii dage des morgens ghingk ich — S. 237: und was in sünte Clementis dage de hilgen Paweses to vespertid dages Anno 1454 — S. 237: Des Sondages darna in sünte Katherinen a v e n d e ghingen des m o r g e n s — S. 251: Des fridages in sunte Crispini und Crispiani a v e n d e des m o r g e n s do weren —

Der Beurtheiler von K. v. Rotteck's allgemeiner Gesch. in den Ergänz. Bl. zur Allge. Lit. Zeit. Apr. 1828. Nr. 43. S. 343. weiß sich dessen ungeachtet nicht zu helfen: „Die 95 Sätze, die er am Allerheiligenabend (richtiger wohl V o r abend) 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg gegen den Ablaß anschlug." Nein! am Allerheiligen Abend ist eben so richtig, denn es bedeutet nach dem Kalender der Deutschen nicht die Abendzeit des Allerheiligen=Tages, sondern den Tag vorher. Es hätte nicht: „richtiger wohl," sondern, nach neuerer Sprachweise: „Vorabend, dies praecedens festum" gesagt werden sollen. Bei Abend ist also in dieser Stelle an die Bedeutung von Abendzeit gedacht worden, denn was sollte denn sonst das „wohl richtiger am Vorabend" hier, da ja durch am Allerheiligen Abend in der Kalenderbedeutung schon der Tag vor Allerheiligen, der 31. Oct. schon ganz bestimmt bezeichnet wird. Nur in den Augen eines nicht wohl Unterrichteten kann, wenn bei Tagebestimmungen von S. Kilians Abend, Allerheiligen Abend, S. Martins Abend u. s. w. die Rede ist, Vorabend richtiger sein.

Sonnabend.

Wir sagten oben, daß die Deutschen Vigilia durch Abend übersetzt. Dieses ist nicht zu so verstehen, als wenn Abend hierdurch erst die Bedeutung von Tag vor dem Feste erhalten. Schon die heidnischen Germanen nannten Abend den Tag vor einem Fest. Jólaaptan hieß der Tag vor dem Julfeste. So heißt es in Helga — Quida Haddíngia-Scata Hethinn fór einsaman heim or skógi jólaaptan, und kurz darauf Vm queldit ero heit-stríngar (Uebersetzung und Zusammenhang s. weiter unten). Hier sind also jólaaptan (Julabend, Tag vor dem Julfeste) und queld (Abendzeit) einander entgegengesetzt. Sonnabend (sunnuaband Otfrid. L. V. c. IV. 17. Sunnan-aefen Angelsächs.) bedeutet auch jetzt noch nichts anders, als den Tag vor dem Sonntage, und diese Benennung, welche nicht wohl von Christen, welche frühzeitig für Sonnabend lieber Sambastag (dies sabbati Tac. ann. c. 111) brauchten, jedoch die beliebte Benennung nicht ganz verdrängen konnten, herrühren kann, zeigt, wie wichtig der Sonntag den heidnischen Deutschen war, und läßt vermuthen, daß sie ihn als ein der Sonne geweihtes Fest begingen. Vielen hat es unglaublich geschienen (s. J. G. Wachter's Glossar S. 1544), daß zwei Tage der Sonne gewidmet gewesen. Aber der Sonnabend war auch nicht der Sonne gewidmet, sondern hatte nur, als dem Sonntage vorausgehend, von ihm seinen Namen. Gleicher Meinung mit uns ist auch, wie wir zu unserm Vergnügen finden, Gobelinus Persona, Cosmod. Aet. II. 4. (bei Meib. S. 81.) apud alios dicitur Sonnenavend, vel corrupto nomine Sunnavend, quod sonat vigilia solis, quasi deserviret diei sequenti propter reverentiam solis, vel diem festum, quem gentiles agebant in die solis. Nam vigilias festorum per Ecclesias institutas, seu etiam quemlibet diem, qui diem alicujus sancti praecedit, illi appellant Avend. — Aber um zu den heidnischen Deutschen zurückzukehren, wie kamen sie dazu, einen ganzen Tag vor einem Feste einen

Abend zu nennen? Nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant. Sic constituunt, sic condicunt: nox ducere diem videtur, Tacitus Germ. 11. Nach der Edda (jüngern Edda 4.) gebar die Nacht den Tag, und fährt die Nacht am Himmel voraus und der Tag folgt. Hieraus erhellt, daß die alten Deutschen den Tag mit der vorhergehenden Nacht anfingen. Feierten sie ein Fest, so fing der Festtag mit dem Schlusse des vorhergehenden Tages an, also am Abend vor dem eigentlichen Tage, wie wir dies vom Julabend und Julfeste bestimmt wissen. Hierdurch mußte ihnen der Abend wichtiger werden, als der Tag, der vorherging; alle Gedanken und Vorbereitungen waren den ganzen Tag hindurch auf den festlichen Abend gerichtet. Der kommende Abend war ihnen das Wichtigste diesen Tag hindurch, daher nannten sie den ganzen Tag den Abend des Festes, welches am Abend begann. Daher Julabend, Sonnabend u. s. w. und auch wir sagen noch: der Weihnachts heilige Abend, der Pfingst heilige Abend u. s. w., und bezeichnen den ganzen Tag damit. Kommen wir auf den Gebrauch der Kirche zurück, die Zeit eines Festes von einer Vesper zur andern zu rechnen, und das Fest mit der Vigilia zu beginnen, und den Tag vor der Vigilia Vigilia selbst zu nennen, so sehen wir, daß dieses Alles mit der heidnischen Art übereinstimmt. Aber dessen ungeachtet ist es richtig, zu sagen, Vigilia übersetzten die Deutschen durch Abend, nämlich die Deutschen im spätern Mittelalter, da im frühern meistens lateinisch geschrieben worden war, und dieses sich so fest gesetzt hatte, daß selbst deutsch Schreibende, z. B. der oben erwähnte Heinrich Lange (S. 234. Darna in Vigilia Nativitatis sancti Johannis overvel he my) Vigilia, als das bei Kalenderbestimmungen am meisten Gangbare bisweilen noch in ihre Muttersprache mischen.

Todestag Friedrichs des Ernsthaften.

N. 25 in den Blättern f. liter. Unterh. 25. Jul. 1828 N. 172. S. 688: „Pölitz in seiner Geschichte Sachsens"

setzt Friedrichs des Ernsthaften Todestag auf den 18. Novbr., Weiße auf den 2. Februar 1349. Wer hat Recht?" Das Chron. Sampet. ap. Mencke III. p. 341 sagt: in nocte B. Elizabeth, das kleine Dresdner Zeitbuch a. O. S. 350: „an sente Ylsebeten avende." Hiermit ist also der Tag vor dem Feste der heiligen Elisabeth gemeint, also der 18. November. Will man den 2. Februar herausbringen, so muß man unter jenen Angaben Mariä Reinigung oder Lichtmesse verstehen, wofür aber so wohl im Lateinischen, als im Deutschen andere Ausdrücke gewöhnlich waren.

Späterer Zusatz. In den Blättern für liter. Untrh. 28. Aug. 1828. N. 199. S. 796. Beantwortung der Frage in N. 172. d. B. sagt 225: „Jede gerechte Würdigung dem wackern Statistiker und Historiker, Professor Pölitz, welche ihm nur irgend werden kann! Aber mit dem, auf den 18. Novbr. 1349 gesetzten Todestage des Landgrafen, Friedrich des Ernsthaften, hat er nicht Recht, sondern Weiße. Friedrich der Jüngere, Ernste oder Ernsthafte, Dürre (Gravis, Severus, Macer), Landgraf in Thüringen und Markgraf in Meißen, ist geboren den 26. Januar 1310, gestorben den 2. Februar 1349. Vergl. Achatius Schmidt, „Repertorium der sächsischen Geschichte," Manuscript, Lit. F. S. 1401. Tenzel, Suppl. II. histor. Gothen. S. 129. fg. Joh. Gottl. Horus (Horns), „Genealogisch-historische Tabellen." Chron. Vetero-Cellense cit. libr. S. 1064 fg., und mehrere andre Chronisten. Ueberdieß befindet sich in dem Haupt- und Staatsarchive zu Weimar ein Kupferstich oder vielmehr Holzschnitt von gedachtem Landgrafen; auf diesem Bilde sind obgenannte beide Tage, 26. Januar 1310 nat. und 2. Febr. mort., ebenfalls angegeben." Aber wird dieser Holzschnitt nicht dadurch aufgewogen, daß auf dem Grabmahl Friedrichs der 18. November als Todestag angegeben ist? (s. Mencke Scriptt. rer. Germ. II. S. 506. not. x) und durch diese Grabschrift bestätigt, daß, unter „in nocte B. Elisabeth und an sente Ylsebeten avende" der Tag vor dem Feste der heiligen Elisabeth, also der 18. November, zu verstehen ist.

Auch die altzellischen Jahrbücher (Mencke II. S. 2180) haben in nocte S. Elisabeth. Die von Nr. 225 Citirten geben keinen Beweis dagegen.

Art der Ehescheidung bei den alten Deutschen.

Tacitus, Germ. 19. Paucissima in tam numerosa gente adulteria, quorum poena praesens, et maritis permissa; accisis crinibus, nudatam, coram proquinquis expellit domo maritus, et per omnem vicum verbere agit. Dieser Bericht des Tacitus erhält Bestätigung aus der altdeutschen Sprache, denn im Tatian c. 29 wird libellum repudii (Matth. V. 32. ἀποστάσιον Goth. afstassais bokos) durch buoh thanatribes übertragen. Buoh (libellus); thanatrib (repudium). Thanatrib bedeutet **Dannentrieb**, **Trieb von Dannen**, **Treibung von dannen** (thana, von dannen, fuor thana secessit inde, gieng thana, abiit, Tatian, c. 49. c. 213) und Thanatrib deutet also eine gewaltsame Art der Ehescheidung an. Daß das Wort nicht erst vom Uebersetzer gebildet worden, sieht man aus dem Unpassenden, det illi libellum repudii, gebe hir buoh thanatribes, gebe ihr eine Schrift der Von-Dannen-Treibung. Weil aber die alte Art der Scheidung bei den Deutschen ein gewaltsames Treiben aus dem Hause gewesen war, so sah sich der Uebersetzer, wollte er kein neues Wort bilden, genöthigt, das für andre Verhältnisse gebildete Wort auf Umstände anzuwenden, auf die es nicht paßte.

Auswahl altnordischer Gedichte zum ersten Male in Stabreimen übertragen.

Vorbemerkung.

Gleich Norwegens Sommerlandschaften, welche den Wandrer mit Staunen, Wonne und süßer Wehmuth erfüllen, sind auch die Gefilde der nordischen Einbildungskraft.

Kräftig, wie die, durch den Kampf mit dem rauhen Himmelsstrich gestählten Menschen, sind auch ihre Dichtungen und ihr Ausdruck. Diesem giebt in ihren Liedern noch einen eigenthümlichen schwungreichen Anstrich der Runen- oder Stabreim. Um die der altnordischen Sprache Unkundigen auch dieses Reizes, so viel es nämlich eine Uebersetzung zuläßt, theilhaftig zu machen, habe ich, und zwar unter allen zuerst versucht, altnordische Lieder in Stabreimen zu übertragen. Da dieses Unternehmen überaus schwierig ist, so kann ich mir bei nicht zu vermeidenden Mängeln auf die gütige Nachsicht der geneigten Leser um so eher Hoffnung machen. — Von dieser Auswahl altnordischer Gedichte werden wir auch in den folgenden Abtheilungen mittheilen.

Ueber Stabreime.

Erwägt man, daß sich der Deutsche in so vielen und mannigfaltigen Versarten versucht: so muß es wohl befremden, warum er es gerade in seiner ältesten, kräftigsten, den Buchstaben- oder Runenreimen nicht thut, die doch für ein gebildetes Ohr den höchsten Reiz haben. Der Grund liegt wohl darin, daß nur meistens Gelehrte die Runenreime kennen, und man sich daher scheut, einen in unsern Tagen ganz unbetretenen Weg einzuschlagen. Auch gehört, um den ganzen Wohllaut der Stabreime genießen zu können, ein feines Ohr dazu.

Der Stabreim besteht in dem Wohlklang, der daraus entspringt, daß mehrere Worte auf einander sich mit einem und demselben Buchstaben anfangen. Z. B.

Runereime Reiz des Ohres
Weihet wieder eure Wonne
Unsrer Ahnen späten Enkeln.

Alle Selbstlaute gelten für einen und denselben Buchstaben, z. B. Auf alten Eichen ächzen Eulen. Schwachbe-

tonte Sylben werden nicht als Anfang des Wortes betrachtet. z. B. Verfehrt erseufzt der besiegte Gesell. Gewöhnlich werden zwei Reimglieder so verbunden, daß im ersten zwei, und im zweiten ein reimender Buchstabe stehen. Doch findet man auch, doch meistens nur ausnahmsweise, in den beiden Reimgliedern zusammen nur zwei reimende Buchstaben. Aber wenn die beiden Reimworte die Reimglieder anfangen, gilt es dann für eben so schön, als wenn das Reimpaar drei Reimworte hätte, weil am Anfange der Reimglieder die Reimbuchstaben am hörbarsten sind. Auch findet man nicht selten nur ein Reimwort in jedem Reimgliede, aber so gestellt, daß im ersten Reimgliede das Reimwort zuletzt, und im zweiten zu Anfange steht, so daß die beiden unmittelbar auf einander folgenden Reimworte auch sehr hörbar werden. Ferner sind Reime, bei denen dem Reimbuchstaben noch ein Selbstlaut folgt, halbe Reime genannt, von schwächerer Wirkung, z. B. kräftig klingend, gute Gründe. Hingegen von der stärksten Wirkung sind die verbundenen gleichen Selbstlaute, z. B. Gräser grünen auf grauen Gräbern, an der Bleiche blühen blaue Blümlein, Frösch' erfreuen Frankreichs Fresser, gekrümmt auf Krakeln krächzen Krähen, Freund! im Freien erfreu' dich der fröhlichen Vögel des Frühlings. Ob die Reimglieder in ein oder zwei Zeilen gesetzt werden, darauf kommt nichts an. Die Reimglieder laufen theils ohne Stollnabtheilung fort, wie z. B. im Hildebrandslied, im Beowulf und andern Angelsächsischen Gedichten, oder das Gedicht besteht aus Stolln (Strophen), wie z. B. die Eddalieder. Der Stolln bestand entweder aus acht Reimgliedern; wir wollen ein Beispiel in unsrer Sprache geben, daß zugleich auch die Worte verständlich sind.

Der Gottgläubige.

1) **Der Welten Weltmeer | Wogt vor dem Geiste!**
Der Sonnen Südsee | Blendet die Seele!

Glaube an Gott | Glühender Gedanke!
Hoffnung auf den Höchsten | Herrlichste Burg!

2) Weissagen*) und Wunder | Bedarf kein Weiser!
Er ahnt den Ewigen | In dem All!
Das will er nicht wissen | Was er warm empfindet!
Ihm sonnt's in der Seele | Sichrer als Wissen.

Oder der Stolln bestand aus sechs Reimgliedern; doch hier waltete der Unterschied ob, daß das dritte und sechste Reimglied vereinzelt gesetzt wurden. Die Worte mit den Reimbuchstaben werden in dem dritten und sechsten Reimgliede am liebsten am Ende derselben unmittelbar auf einander folgend gestellt. Da diese Bemerkungen über Stabreime bloß für Laien sein sollen, so geben wir auch hier nur Beispiele in der neuern Sprache.

Die Wüste.

1) Des siedenden Sandes | Gluthen versengen
Dir wie Feuer die Füße.
Der Sonne Senne | Sendet brennende
Geschoss' auf den Scheitel.

2) Schreit' in den Schirm | Des schattenden Stammes,
Der ohne Aeste
Bloß mit Blättern sich hebt | Brich von dem Baume
Die trefflichen Trauben.

3) Ritze die Rinde, | Mit dem reizenden Safte
Den Mund zu vermählen.
Doch wer kommt dort | Dir entgegen
Schwarz wie der Schwalbe Schwingen?

4) Schöne Schwarze! | Dir schmückt die Wange nicht
Die fröhliche Farbe

*) Propheten. Die Einzahl ist Weissage.

Des blühenden Aepfelbaums | Auf deinem Busen
Fehlt der Flieder.

5) Nicht schaut man des Schwanes | Schwingen auf ihm.
Aber auch so ist
Das Mädchen mächtig, | Des Seufzers Mühlstein
In die Seelen zu senken.

6) Schreit nicht in den Schirm | Des schattenden Stammes
Sie umfließt die Fülle
Aller Reize. | Der Jugend Anmuth
Wohnt auf den Wangen.

7) Wonnig gewölbt | Wogt der Busen.
Die Lohe der Lust
Blitzt aus den Blicken; | Fliehe des Baumes
Liebliches Labsal.

8) Weich der Wonne | Des winkenden Baumes aus.
Seiner trefflichen Trauben
Gedächtest du nicht | Vergäßest die duftende
Rinde zu ritzen.

9) Aber eitel | War Balburs Eifer.
Flatheim flog
Zum astlosen Baum | Aber vergaß
Seiner Süße.

10) Doch was wälzt sich | Wild daher?
Fiel von des heitern Himmels
Gewölb' ein Gewölk? | Einer in Wuth
Durchwadet die Wüste.

11) Den Stürmenden stachelt | Die schäumende Eifersucht.
Seht! wie er die Senne
Die straffe spannt | Nicht seht ihr's, der Sturm
Der Wonn' umwogt euch.

12) Sie summt die Senne | Des entsetzlichen Bogens,
Dem Ohr wie Eulengeächz!

Schrecklich, wie das schwarze | Geschoß in die Brust
Flatheims fliegt.

13) Die Glieder erzittern, | Glückesarme! dir,
Ein Ach der Angst
Bricht aus der Brust. | Mit starrem Blick
Prallst du empor.

14) Schon wirft sich der Wüthige | Daher, wie der Wüste
Dürstender Tiger.
Faßt dich fest | Mit den Felsenfingern,
Jammernde Jungfrau!

15) Du windest dich weinend, | Wie im Rachen des Wolfes
Des Lechzenden das Lamm.
Eitel ist, | Armes Mädchen!
Dein stürmisches Sträuben.

16) Der Schreckliche schleift dich | Ueber die Steppe,
In der Hand dein Haar;
Tritt dich teuflisch | Mit tückischen Füßen,
Jammernde Jungfrau!

17) Was wirft sich wild | Gelb durch die Wüste?
Dem geschwungenen Schweife
Siedet der Sand. | Entsetzlich öffnet es
Den rauhen Rachen.

18) Donner dröhnt | Aus der dunkeln Höhle.
Grausamer! vergebens
War dein Wüthen; | Dich fasset würgend
Des Reißenden Rachen.

19) Wie des Falken Fängen | Die Taub' entflieht,
Zerreißt den Räuber
In der heitern Höhe | Das heiße Blei,
Entrannst du, Reizende!

20) Was suchst du, Weinende | Wieder im Schatten
Des blühenden Baumes?

Deiner Thränen Betrauerter | Ringt mit dem Tode,
Jammernde Jungfrau!

21) Auf dem rächenden Raubthier | Ruht sein Blick,
Jetzt dürstend auf dir.
Die Blicke brechen, | Der Geist blitzt auf
Zu der Sterne Strahlen.

22) Brünstig pressest du | Ihn an die Brust;
Seufzest umsonst;
Nie wirst du ihn wieder | Zum Leben erwecken,
Jammernde Jungfrau!

23) Was raffst du dich, Weinende! | Wieder auf?
Du wirfst dich wild
Dem Grimmen entgegen | Und findest des Grabes
Ruh' in des Reißenden Rachen.

Sigiwin und die Nachtigall.

1) Die Nachtigall: Nachtigall, schweige! | Nimmer singst du
So süß, als Sigiheid,
Waren deine wilden | Worte gestern;
Und heute hängst du horchend an mir.

2) Sigiwin: Kein Wunder Wonne | Durchwogte mein Herz.
Ich glaubt', es glühe
Das Mädchen für mich; | Und daß ich es meinte,
Erzeugte Zufall.

3) Weh! ich erwachte | Aus dem wonnigen Traum
Zu Trauer und Thränen.
Im Harme horch' ich, | Holder Sänger!
Deinen Trauertönen.

4) Die Nachtigall: Kennst du, Beklommner | Meiner Klagen Quelle?

Sigiwin: Dir fehlt die Freiheit.

Die Nachtigall: Und ach! mit ihr | Fehlt mir Armen sie,
Für die mich Liebe durchlodert.

5) Im heißen Harme | Sitzt sie im Haine
Mit hangendem Haupte.
Trauer wird sie | Trauer wird mich
Trauer beide tödten.

6) Sigiwin. Süßer Sänger! | Nimmer soll euch
Trauer tödten.
Fliege frei | Und fröhlich dahin,
Wo deine Wonnige weint.

7) Die Nachtigall: Du tilgest des Todes | Toben an uns,
Leihest dem Leben uns wieder!
Doch sag, wer soll dir nun | Seufzender, singen
Trauertöne?

8) Sigiwin: Was du mir warst, | Werd' ich mir nun sein,
Meine Kammer mein Käfig,
Dein Singen mein Seufzen | Um Sigiheld;
Dein Ach! mein Aechzen.

Die sechsgliedrige Stollnabtheilung wird in alten Gedichten vorzugsweise bei Gesprächen und die achtgliedrige bei Erzählung gebraucht. Beide Versarten werden zusammen Fornyrda - hattur oder Fornyrda - lag (Weise der Vorfahren) genannt, im Gegensatz zu den Versarten, wo außer den Buchstabenreimen sich noch ganze Worte in den verschiedensten Stellungen reimten. Diese verschiednen Versarten mit ihren verschiedenen Benennungen wollen wir nicht aufführen, da wir keine Uebersetzungen jener gekünstelten Verse geben wollen. Doch wie kräftig und prachtvoll überhaupt die Verbindung der Buchstabenreime mit unsern gewöhnlichen Reimen klingt, wollen wir, ohne Rücksicht auf die verschiednen Isländischen Versarten, durch folgendes Beispiel zu zeigen, nicht unterlassen.

Das Mädchen am Meere.

1) Zum Beben brüllt | Und braust der Sturm.
Mit Flammen füllt | Ihn der feurige Wurm.

2) Es wüthen die Wogen | Im wildesten Streit,
Bang gebogen | Blickte die Maid.

3) Der Mann war zu Meere | Schon manchen Mond,
Der mit Schmerzesschwere | In der Schönen thront.

4) Auf Felsen fällt sie | Vor Furcht, wie erblaßt;
Die Haare hält sie | Vor Harme gefaßt.

5) „Wenn Träume nicht trogen, | Hat der Tod mich ereilt,
Wenn in wildesten Wogen | Mein Wonniger weilt."

6) Was schimmert dort Schönes | Aus dem schwimmenden Thal?
Oh! des Schmerzgestöhnes | Erblickt sie den Strahl.

7) O! Nebel! nah't | Daß sie's nimmer sieht,
Was auf pflügendem Pfad | Den Pfuhl durchzieht!

8) Doch wälzten die Wogen | Sich wüthig daher,
Da fiel es geflogen | Aus dem fluthenden Meer.

9) Und den Schooß der Schönen | Macht die Leiche so schwer.
Ein schreckliches Stöhnen | Und sie stöhnte nicht mehr.

Helgi und Swawa*).

Hiorward hieß ein König. Er hatte vier Frauen. Eine hieß Alfhild; ihr Sohn hieß Hedin; die andre hieß Särei=thur; ihr Sohn hieß Humlung; die dritte hieß Sinrioth; ihr Sohn hieß Hymling. König Hiorward hatte das eidlich gelobt, daß er die zur Frau haben wollte, die er die schönste wüßte. Er hörte, daß König Swafnir eine Tochter hatte, die schönste aller Frauen; sie hieß Sigurlin. Idmund hieß

*) Nachstehendes Gedicht heißt in der Edda: Quitha Helga Haddingia Skata ethr Helga - Quida en fyrsta.

sein Jarl. Atli war dessen Sohn. Er zog dahin, um Sigurlin für den König zu werben. Er blieb einen Winter lang bei dem Könige Swafnir. Franmar hieß hier der Jarl, der Sigurlin in der Pflege hatte. Seine Tochter hieß Alof. Der Jarl rieth, daß das Mädchen verweigert ward, und Atli zog heim. Atli, Jarls Sohn, stand eines Tages an einem Hain. Ein Vogel saß in den Zweigen oben über ihm, und hatte gehört, daß seine Mannen die die schönsten Frauen nannten, die König Hiorward hatte. Der Vogel zwitscherte. Aber Atli lauschte was er sagte. Der Vogel sang:

1) Sahst du Sigurlin Swafnirs Tochter,
Das waidlichste Mädchen In der wonnigen Heimath?
Dennoch, daß hübsch sind Hiorwards Frauen,
Glauben die Männer Zu Glasilund.

Atli sang:

2) Wirst du mit Atli, Ithmunds Sohne,
Vielwissender Vogel, Ferneres reden?

Der Vogel sang:

Ich werd' es, wenn der Fürst mir Opfern wollte
Und ich kiesen kann, was ich will Aus des Königs Wohnung

Atli sang:

3) Nur kiese Hiorward nicht, Noch des Königs Söhne,
Noch jene feinen Fürstenfrauen,
Die Frauen nicht, Die der Herrscher hat.
Schließen wohl wir ab: Das ist Weise der Freunde.

Der Vogel sang:

4) Einen Tempel werd' ich wählen, Weihbilder viele,
Goldgehörnte Kühe Von des Königs Gute,
Wenn Sigurlin ihm Im Arme schläft,
Und ungezwungen Beim König ist.

Dieses war, bevor Atli ausfuhr. Aber als er heim kam und der König nach dem Ausgange fragte, sang er:

5) Wir haben Arbeit Und keine Erndte,*)
Unsrer Ross' Ermattung Auf dem riesigen Berge,
Mußten sieder Durch den Seesumpf waden.
Da schlug man uns ab Swafnirs Tochter,
Die Herrliche mit Ringen, Die wir haben wollten.

Der König verlangte, daß sie zum zweiten Mal ausfuhren. Selbst fuhr er mit. Aber nachdem sie auf den Berg kamen, und in Svavaland (Swevenland) großen Landesbrand und Rosserauch (Staubwolken von Rossen) sahen, ritt der König vom Gebirg in das Land hinab, und nahm Nachtlager an einem Flusse. Atli hielt Wache und setzte über den Fluß. Er fand ein Haus. Ein großer Vogel saß auf dem Hause und hütete und war eingeschlafen. Atli schoß mit dem Spieße den Vogel zu Tode. Und im Hause fand er Sigurlin, die Königstochter, und Alof, die Jarlstochter, und führte sie beide mit sich fort. Der Jarl Franmar hatte Adlergestalt angenommen, und sie vor dem feindlichen Heere durch Zauberkunst geschützt. Hrodmar hieß ein König, ein Freier Sigurlins. Er tödtete den Swevenkönig (Svava Konung), und hatte das Land geplündert und verbrennt. König Hiorward nahm Sigurlin und Atli Alof. Hiorward und Sigurlin hatten einen großen und schönen Sohn, aber er redete nicht. Daher erhielt er keinen Namen. Er saß auf einem Hügel. Er sah neun Walkyrien reiten; und eine war die herrlichste darunter. Sie sang:

6) Spät wirst du, Helgi! Herrscher über die Ringe,
Oder über die sonnigen Auen Starke Eiche des Kampfs! —
Früh schon sang's ein Adler — Wenn du immer schweigst
Ob du gleich grimmen Sinn, Fürst! vergiltst.

---

*) Haufom erfidi, En ecki erindi; wörtlich: wir haben Arbeit, aber nicht Geschäft; erindi, negotium, Geschäft. Vielleicht ist erindi mit unserm Erndte ein Wort. Ich habe Erndte in der Uebersetzung bildlich für Erfolg gebraucht. Wie ich schon oben erwähnt, erlaubt der Stabreim nicht immer buchstäblich treue Uebersetzung.

Er sang:

7) Was erhalt' ich von dir Zum Namen Helgi,
Weib mit strahlenden Wangen, Da du bieten willst.
Erwäge wohl Alles Erwähnte.
Nicht nehm' ich den Namen, Bekomm' ich dich nicht.

Sie sang:

8) Schwerte liegen weiß ich Im Werder Sigar's
Funfzig, doch fehlen Vier davon.
Eins unter ihnen Ist edler, als alle,
Der Schilde Schmerz Beschlagen mit Golde.

9) Ein Ring am Griff ist, In der Mitt' ist Muth,
An der Spitz' ist Schrecken Vor dem, der es schwingt,
Längs den Schneiden liegt Eine Schlange blutbesprengt.
Aber bis zum Schlachtband Schwingt die Natter den Schweif.

Eylimi hieß ein König; seine Tochter war Swawa; sie war Walkyrie und ritt durch Luft und Fluth. Sie gab Helgi'n diesen Namen, und half ihm oft seitdem in Schlachten. Helgi sang:

10) Du bist, Hiorward! Kein heilrathender König,
Lenker der Heeresspitze! Wie du auch verherrlicht bist:
Du läßt Feuer fressen Der Fürsten Wohnungen,
Und kein Trübsal doch Thaten sie dir.

11) Doch Rodmarr soll Die Ringe besitzen,
Welche waren Unsern Verwandten.
Nichts fürchtet der Fürst Für sein Leben,
Denkt über aller Todten Erbe zu walten.

Hiorward antwortete, daß er Helgi'n Truppen geben würde, wenn er seinen Muttervater rächen wolle. Da suchte Helgi das Schwert, das ihm Swawa gewiesen. Da fuhr er und Atli, und fällten Hrodmarr, und vollbrachten viele schwierige Werke. Helgi erschlug den Riesen Hati, als er auf einem Berge saß. Helgi und Atli lagen mit den Schiffen in

Hatafiord. Atli hielt Wache in dem ersten Theile der Nacht Hrimgerd, Hati's Tochter, sang:

12) Wer sind die Herren In Hatisfiord?
Mit Schilden sind umspannt Eure Schiffe.
Frech ist euer Verfahren Ihr fürchtet, glaub' ich, wenig.
Bekennt des Königs Namen.

Atli sang:

13) Helgi heißt er. Den Herrscher doch vermagst du
Nirgends in Schaden zu stürzen.
Eisenburgen sind Um des Edeln Flotte.
Riesinnen können uns nicht erreichen.

Hrimgerd sang:

14) Held voll Hoffart Wie heißest du dich?
Wie nennen dich die Nächsten?
Der König traut, Der dich auf des Kieles
Strahlenden Steven steh'n läßt.

Atli sang:

15) Etzel*) heiß ich, Aetzend will ich dir werden.
Gegen die Riesinnen durchglüht mich Grimm.
Auf den bespühlten Steven Stand ich oft,
Und brachte um die Abendreiterinnen.

Atli sang:

16) Wie heißt du, Hexe! Nach Leichen Hungernde?
Deinen Vater nenne, Nixe!
Niederer solltest du Neun Rasten sein,
Und wachsen dir aus dem Busen Bäume.

Hrimgerd sang:

17) Hrimgerd heiß' ich, Hati mein Vater hieß.
Den gewaltigsten Riesen weiß ich ihn.
Viel Bräut' er gefangen Führt' aus dem Hause,
Bis ihn Helgi erhieb.

---

*) Dieses ist der Deutsche Name für den nordischen Atli.

Atli sang:

18) Hexe! du hemmtest Des Helden Schiffe,
Und lagst vor der Meerbucht Mündung.
Des Gerüsteten Recken Ranen*) geben du wolltest,
Wenn dir nicht die Stang' in die Queere**) kam.

Hrimgerd sang:

19) Du betrügst dich, Atli! Du träumest, glaub' ich.
Ueber die Wimpern läßt du sich beugen die Braun.
Es lag die Mutter mein Vor des Milden Schiffen.
Ich ertränkte Lodwir's Söhn' in der See.

20) Wiehern würdest du, Atli! Wenn du kein Wallach wärest,
Ihren Schweif richtet Rimgerd auf.
Hinten, halt' ich dafür, Ist Atli dein Herz
Obschon du hast helle Stimme.

Atli sang:

21) Gewaltiger werd' ich dir dünken, Wirst du's versuchen können,
Und steig' ich auf's Gefild aus den Fluthen.
Zusammenbrechen sollst du, Geht es nach Sinne mir,
Und deinen After einziehn.

Hrimgerd sang:

22) Atli! steig ans Gestade, Wenn der Stärke du vertraust,
Und treffen uns in der Bucht Warins wir.
Ribbenzerrüttung Wird dir, Recke! werden,
Wenn du mir in die Klauen kommst.

Atli sang:

23) Nicht wandern werd' ich, Bis wachen die Männer,
Und halten des Weisen Wache.

---

*) Ran, die Göttin des Meeres; dann das Meer selbst.

**) Da das Q hier nichts anders als K ist, so kann man, wie auch F auf V, da sie nur verschiedene Zeichen für gleichen Laut sind, unbedenklich reimen.

Nicht ist es mir unerwartet, Daß unter unserm Kiele
Kommt eine Hex' in die Höhe.

Hrimgerd sang:

24) Erwache, Helgi! Und büße Hrimgerden,
Daß du Hati'n erhiebst.
Sie kann eine Nacht Bei dem König schlafen:
Dann ist ihr der Schad' erstattet.

Helgi sang:

25) Lothinn heißt, der dich haben soll (Verhaßt bist du dem Menschengeschlecht.)
In Tholley wohnt dieser Thurse.
Der hundsweise Riese, Der Höhlenbewohner Schlechtester:
Das ist ein dir gleicher Gatte.

Hrimgerd sang:

26) Die hättest du, Helgi! lieber, Die die Hafen beschaute
Im vergangenen Dunkel unter den Degen.
Die Schöne, geschmückt mit Gold, Schien mir Stärke zu haben.
Hier sie vom Meer ans Gestade stieg,
Und so sie eure Flotte befestigte.
Sie einzig macht Daß ich nicht vermag
Des Königs Degen zu tödten.

Helgi sang:

27) Hör' nun, Hrimgerd! Soll den Harm ich büßen dir,
Gib dem König Kunde,
War das Wesen allein, Das des Waltenden Schiffe barg,
Oder ritten mehr derselben zusammen?

Hrimgerd sang:

28) Drei Reihen Mädchen, Doch ritt eine voran,
Eine Maid unter Helme hell.
Die Rosse schüttelten sich, Von ihren Mähnen schoß
Thau in tiefe Thäler,
Hagel in hohe Bäume.

Davon kommt fruchtbares Jahr unter die Edner,
Alles war mir zuwider, was ich gewahrte.

Atli sang:

29) Nach Osten schau nun, Hrimgerd! Ob dich erschlagen hat
Helgi mit Stäben Hel's?
An der Küst' und auf der See Sind des Königs Kiele geborgen
Und die Mannen des Glücklichen zugleich.

30) Tag ist nun, Hrimgerd! Doch dich hat verweilt
Atli zum Verlust des Lebens.
Ein Hafenzeichen dünkst du, Ein Ding zum Lachen,
Wo du versteinert stehest.

König Helgi war ein allgewaltiger Kriegsmann. Er kam zu König Eylimi, und freite um Swawa, seine Tochter. Helgi und Swawa verlobten sich, und liebten sich wundermächtig. Swawa war daheim bei ihrem Vater; aber Helgi auf Heerfahrt. Swawa war Walkyrie wie zuvor. Hedin war daheim bei seinem Vater Hiorward, König in Noreg (Norwegen). Hedin kam einsam aus dem Wald am Julabend, und traf ein Zauberweib. Sie ritt auf einem Wolfe und hatte Schlangen zu Zäumen, und bot Hedin ihre Folge*) an. Nein, sagte er. Sie sagte: „Das sollst du bei Bragi's Becher entgelten." Am Abend geschahen Verheißungen von Gelübden. Der Son-Eber (Sónar-gavltr**)

*) D. h., wie aus dem Folgenden erhellt, sie bot ihm an, sein Folgegeist zu sein. Grimm, in den Liedern der alten Edda, hat es wohl nicht richtig aufgefaßt, wenn er sagt: Sie sprach zu ihm: „folge mir!"

**) Was unter Sónar-gavltr zu verstehen, darüber ist man nicht einig, und wir behalten daher Son-Eber bei. Manche legen es als Sonnen-, der größere Theil als Sühn-Eber aus. Doch bedeutet Sónar-gavltr vielleicht nichts anders als Heerd-Erber. Wenigstens hieß eine bestimmte Anzahl weiblicher Thiere mit einem männlichen in den altdeutschen Gesetzen

ward hereingebracht. Auf ihn legten die Männer ihre Hände, und thaten Gelübde bei Bragi's Becher. Hedin that ein Gelübde auf Swawa, Eylimi's Tochter, seines Bruders Geliebte, und es reute ihn so mächtig, daß er fort ging auf wilden Wegen südwärts ins Land, und fand Helgin seinen Bruder. Helgi sang:

31) Heil dir, Hedin! Was hast du zu sagen
Für neue Mähren Aus Noreg her?
Wie bist du, Lenker! Aus dem Lande vertrieben?
Und erschienen einsam, Uns zu sprechen?

Hedin sang:

32) Ein Verbrechen, viel furchtbarer, Hat mich verfolgt.
Ich hab' erkoren Die Königgeborne
Deine Braut Bei Bragi's Becher

Son. Qui scrofas sex cum verre, quod dicunt son, furatus e. c. Lex Angliorum et Werinorum Tit. VII. §. II. ap. Georgisch p. 449. Si quis verrem alienum furatus fuerit, componat solidos XII. ipsum qui dicitur Sonopair (nach einer andern Lesart sonarpair) qui omnes alios verres in grege battit et vincit. Tantum in uno grege quamvis multitudo porcorum sit, unus computetur Sonopair (Sonarpair) Rotharis Leges, § 346. l. l. p. 1012. Ueber das Wort Son in der Bedeutung von Heerde, und vorzüglich Zucht-Heerde vergleiche noch die Stellen in den Fränkischen Gesetzen, welche Eccard (Leges Francor. Sali. et Rip. p. 16.) zusammengestellt hat. — Auch heißt wohl Sonarblót nichts anders als Heerd-Opfer d. h. ein großes Opfer, wo eine ganze Heerde geopfert ward. — Doch glaube ich, daß Sühne und Versöhnen von Son, Heerde herkommt, da die älteste Sühne statt der Blutrache eine Anzahl Stück Vieh war. Suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui, quam amicitias, necesse est; nec implacabiles durant: luitur enim etiam homicidium certo armentorum et pecorum numero. Tacitus Germ. XXI. Dieser certus armentorum et pecorum numerus ist nichts anders, als das altdeutsche Son, woraus dann im Umlaut Sühne und versöhnen wurde.

Helgi sang:

33) Wirf dir's nicht vor. Wahr werden werden
Unsrer beider Becherworte.
Mich hat ein Fürst Gefordert aufs Eiland.
Dort muß ich hin In drei Nächten kommen.
Nicht weiß ich, Ob ich wiederkehre.
In Gutem kann da Gehen solches, wenn es soll.

Dieses sagte Helgi, weil sein Tod ihm ahnete, und weil seine Folgegeister (Schutzgeister) Hedin aufgesucht hatten, da, als er sah eine Frau auf einem Wolfe reiten.

Hedin sang:

34) Du sagtest, Helgi! Daß Hedin wäre
Guten würdig von dir Und großer Gaben.
Schicklicher ist für dich, Das Schwert zu röthen,
Als deinen Feinden Frieden zu geben.

Helgi sang:

35) Es ritt einen Wolf Bei der Röthe des Abends
Eine Frau, die ihm Folge bot.
Das wußte das Weib, Daß erschlagen werde
Sigurlin's Sohn Auf Sigar's Gefilde.

Alf hieß ein König, der Sohn Hrodmars, der Helgi'n mit Haselpfählen einen Kampfplatz abgesteckt hatte auf Sigarsvöll in dreier Nächte Frist. Daselbst war eine große Schlacht, und Helgi empfing eine Todeswunde.

36) Helgi sandte Sigar'n zu Roß
Hin um Eylimi's Einzige Tochter,
Bittet, daß rasch Bereit sie sei,
Will sie finden Den Fürsten lebend.

Sigar sang:

37) Helgi hat mich Hierher gesandt
Mit dir, Swawa! Selbst zu sprechen,

Dich, sagt der Schirmherr, Will er sehen,
Eh' der Edelgeborne Den Odem aushaucht.

Sigrun sang:

38) Was ward Helgi'n, Hiowards Sohne?
Harter Harm Sucht mich heim,
Wenn ihn die Woge wälzte, Oder das Schwert erwürgte.
Dem der Sterblichen werd' ich Schaden schaffen.

Sigar sang:

39) Heut' in der Frühe fiel Bei Frekastein
Ein Gebieter, der beste Unter des Himmels Blau.
Alfur's ward da Aller Sieg
Ob es dessen doch Nicht bedurfte.

Helgi sang:

40) Gegrüßt seist du, Swawa! Theile meinen Sinn.
Unser letzter Besuch Wird dieß in der Welt sein.
Dem Gebieter bieten Blut die Wunden.
In des Herzens Heimath Hieb mich das Schwert.

41) Ich bitte dich, Swawa! (Braut! weine nicht)
Willst du auf meine Worte hören,
Bereite Hedin Eine Ruhestatt,
Und umfange Den jungen Fürsten.

Swawa sang:

42) Ich sagte das In der süßen Heimath,
Als der Berühmte Mir Ringe wählte,
Nicht würd' ich willig Nach des Waltenden Scheiden
Einen fremden Fürsten Mit dem Arm umfangen.

Hedin sang:

43) Küsse mich, Swawa! Nicht komm' ich wieder
Rogheim zu schauen Noch Rödulswallir,
Eh' ich Sigurlins Sohn gerächt,
Der der beste Gebieter war Unter des Himmels Blau.

Von Helgi und Swawa wird gesagt, daß sie wiedergeboren wurden.

Helgi und Sigrun.

Erstes Lied.

1) Im Osten der Jahre, Als Adler riefen,
Von Himmelshügeln Heilige Wasser strömten:
Da hatte Helgi'n Den Hochgesinnten
Borghild geboren In Bralunder.

2) Nacht war in der Wohnung, Nornen kamen,
Die dem Edeln Das Alter bestimmten;
Den Fürsten ließen sie Den Gefeiertesten werden,
Und der Gebieter Besten dünken.

3) Sie schnürten mit Stärke Schicksalsfäden,
Während Burgen bragen In Bralunder.
Sie entfalteten Goldne Fäden,
Und machten sie unter des Mondes Saal In der Mitte fest.

4) Die Enden verbargen sie Oestlich und westlich.
Da hatte der Lobenswerthe Land in der Mitte.
Neri's Niftel schwang Nach nördlichen Pfaden
Eine Schur, Stets zu halten, hieß sie ihr.

5) Eins war zur Unruh' Dem Ylfingensproß
Und der Frau, Die Freude gebar.
Der Rabe sprach mit dem Raben, Saß auf ragendem Baume,
Beute witternd: „Ich weiß etwas.

6) Sigmunds Sproß Steht im Panzer
Einen Tag alt. Nun ist der Tag gekommen.
Scharf die Augen Wie von Streitern.
Er will den Wölfen wohl, Wir wollen uns freuen.

7) Er dünkte der Diet (dem Volk) Ein Degen zu sein."
Sie sagten sich: Selige Zeiten nahten. —

Der König kam Aus des Krieges Donner.
Brachte dem jungen Herrscher Herrlichen Lauch.

8) Hieß ihn Helgi, Und gab ihn Hringstath
Solfiöll und Snäfiöl Und Sigarsvöll.
Hringstath, Hatun Und Himinwangen.
Einen blitzenden Blutwurm (Schwert) Dem Bruder Sinfiötli's.

9) Da fing an zu wachsen An der Freunde Brust
Die edelgeborne Ulme, Anmuthig strahlend.
Er vergalt und gab Gold den Mannen.
Keine rothen Ringe Sparte der Recke.

10) Kurz ließ ihn der König Des Kampfes harren,
Da der Führer Funfzehn Winter war;
Und er ihn den harten Hunding tödten hieß,
Der Land und Leute Lange beherrscht.

11) Später sprach Den Sprößling Sigmunds
Um Schätz' und Spangen Hundings Stamm an.
Denn ihnen hatte Der Herrscher zu büßen
Vieles Gutes Raub Und des Vaters Tod.

12) Der Gebieter bot Keine Buße dar,
Noch bewilligt' er Wergeld Den Verwandten.
Sie sollten erwarten, erwiedert' er, Ein großes Gewitter
Grauer Speere Und Odin's Grimm.

13) Die Streiter ziehen Zur Schwerterversammlung,
Die sie gelegt An den Logafiöll.
Frodi's Friede brach Zwischen den Feinden.
Withrirs Wölfe wanderten Wahlstattgierig ums Eiland.

14) Der Führer setzte sich Als er gefällt,
Hundings Söhne Hiorwarth und Hawarth,
Alf und Eyolf, Unter den Arastein.
Des Speerschwingers Geschlecht Hatt' er alles erschlagen.

15) Da brach Leuchten Vom Logafiöl,
Und aus dem Leuchten Loderten Blitze.
Da waren Gehelmte In des Himmels Höhen.
Ihre Rüstungen hatte Blut geröthet.
Doch von den Speeren Schimmerten Strahlen.

16) Da fragte fröhlich Der Führer aus Ulfith,
Der Degen um das Die südlichen Disen,
Ob sie wandern wollten Mit den Kriegern zur Wohnung
Im Dunkel dieser Nacht. Donner der Speere war.

17) Doch den Schall der Schilde Stillte vom Rosse
Haugni's Tochter, Und sprach zu Helgi:
„Führwahr uns erwarten Andre Werke,
Als mit Panzerbrechern Bier zu trinken.

18) Der Vater mein Hat sein Mädchen
Verhießen dem grimmen Sohne Granmar's,
Doch hab' ich, Helgi! Gesagt zu Hodbrodd,
Daß er ein König kühn Wie ein Katzensohn.

19) Der Waltende kommt In wenig Nächten,
Weisest Du ihm nicht Eine Wahlstatt an,
Oder nimmst die Maid Nicht hinweg dem Fürsten." —
„Vertraue dem, der Isung getödtet.
Feinde werden fallen, Bevor der Tod mich trifft."

20) Bothen sandte Der Gebieter von dannen
Durch Luft *) und See, Leute zu sammeln.
Ließ den Seemannen Und ihren Söhnen
Genug des glänzenden Goldes bieten:

21) Bittet sie, schnell Zu den Schiffen zu gehen,
Und fertig zu sein Zur Fahrt aus Brandey."

---

*) Nämlich durch die Luft reitende Walkyrien.

Hier harrte der König, Bis kamen zusammen
Männer hundert-viel Aus Hedinsey.

22) Dort aus Stranden Und Stafnes auch
Schritten die Schiffe des Heers Geschmückt mit Gold.
Helgi fragte Hiörleif dieses:
„Hast du gemustert Die wackern Männer?"

23) Aber der junge König Antwortet dem andern:
„Zu spät," sprach er, „ist es, Die langhäuptigen Schiffe zu zählen,
Die aus Traunöer Durch den Jorfasund
Unter den Segelnden Ausgefahren:
Tausend zwei hundert Treuer Männer.
Doch in Hatun Um die Hälfte mehr
Kriegsvolk des Königs. Wir sind des Kampfes gewohnt."

24) So brach der Steurer Die Schiffszelte ab,
Daß der Milden Meng' erwachte,
Und die Tapfern schauten Des Tages Schimmer,
Und die Siegreichen aufschnürten Die sausenden Segel
An des Masten Bäumen Im Busen Warins.
Ruderrauschen ward da Und Rasseln des Eisens.
Schild schallte an Schild, Die Streiter ruderten.

25) Es eilte brausend Unter den Edeln
Des Lobenswerthen Flotte Vom Lande fern.
Und so saust' es, Wenn zusammen kamen
Des Sturmes Schwester Und die langen Schiffe,
Als wenn Berg oder Brandung Brechen wollte.

26) Hinauf hieß Helgi Das Hochsegel ziehen.
Den Wogen wehrte Kein Hafen zu wüthen:
Da als die tosende Tochter Aegirs
Die Seile den Segelnden Senken wollte.

27) Aber sie selbst Sigrun von oben
Kampfkühn barg, Und ihre Kiele.

Rüstig riß sich Aus den Händen Ran's
Des Königs Wogenthier Beim Walde Gnipi's.

28) Dort saß er den Abend über In Unawagen.
Die schimmernden Schiffe Konnten schwimmen.
Doch die von Swarinshaug Spähten aus
Helgi's Heer Mit ergrimmtem Herzen.

29) Der Göttersohn Gudmund fragte:
„Wer ist der König Der die Kämpfer steuert,
Und auf's Gefilde führt Das fürchterliche Heer?

30) Sinfiotli sprach: — Schwang auf an die Segelstange
Einen rothen Schild; Der Rand war aus Golde. —
Der antworten konnte Und mit Edelingen
Worte wechseln Der Wächter der See: —

31) „Sag' am Abend Wenn du den Ebern giebst,
Und zum Futter Die Hunde führst,
Daß die Ylfingen Von Osten gekommen
Des Kampfes gierig Nach Gnipalund.

32) Hier wird Hoddbrod Helgi'n finden
Den fluchtfernen Fürsten In der Flotte Mitte,
Welcher oft Aare gesättigt,
Während du in Mühlen Mägde küßtest." —

Gudmund.

33) „Nicht viel, Fürst! weißt du Von der Vorzeit Sprüchen,
Da du Edelingen Unwahres vorwirfst.
Du hast genossen Der Wölfe Nahrung,
Und deine Brüder Gebracht ums Leben;
An Wunden gesogen oft Mit eisigem Munde,
Wildlager durchwandert, Da du der Welt zuwider." —

Sinfiotli.

34) „Du warst Weissaginn In Warinsey.
Listig, wie ein Luchs, Trugst Du Lügen zusammen.

Wolltest haben Keinen geharnischten Mann,
Sagtest du, Außer Sinfiotli.
Du warst ein verderblich Weib, Hexe, Walkyrie,
Unkeusch, ungeheuer Bei Alfadur.
Die Einherien Schlugen sich alle
Trügerisch Weib! Deinetwegen.
Zu Nesilag Haben wir neun
Wölfe zur Welt gebracht. Ich war allein ihr Vater. —

Gudmund.

36) Du warst nicht Vater Der Fenrir-Wölfe,
Die älter, als alle, Wie ich erinnre mich,
Weil dich entmannten Vor dem Walde Gnipi's
Thursen-Mädchen In Thorsnesen.

37) Du warst Sieggeirs Stiefsohn, Lagst unter Säulen daheim;
Und zu Wolfsgeheul gewöhnt In Wäldern draußen.
Alles Unheil Eilte auf dich
Da als du deines Bruders Brust zerrissest.

Sinfiotli.

38) Durch Wunderwerke machtest Weltkundig du dich.
Du warst Grani's Braut Zu Brawöllur
Beschäumtest die goldne Stange, Bereitet zum Schnellauf.
Ich habe manche Strecke Dich müde gesprengt,
Hungrige unter'm Sattel, Vor Hügeln, Hexe!

39) Du dünktest zu sein Ein sittenloser Knabe,
Als du Gullnir's Geise melktest:
Aber ein ander Mal Eine Ymirstochter,
Landstreicherin in Lumpen. Verlangst du längere Rede?

Gudmund.

40) Lieber wollt' ich Mit deinem Leichnam
Die Raben speisen Beim Steine Freki's,

Als zum Futter Eure Hunde führen,
Oder den Ebern geben. — Grimmgeister zanken mit dir!

Helgi

41) Weit würdiger, Sinfiolli! Wär' es für euch,
Kampf zu üben Und die Adler zu erfreuen,
Als euch mit unnützen Antworten zu werfen,
Ob auch Harnischzerhauende Hader hegen.

42) Nicht dünken mich gut Granmars Söhne.
Doch ist recht, daß Recken Wahres reden.
Auf des Lindwurms Lager *) Ließen sie Zeichen,
Daß sie Herz haben Mit den Schwerten zu hauen."

43) Rüstig rennen sie Die Rosse ließen,
Swipiuth und Swegiuth, Nach Solheim zu,
Durch thauige Thäler Ueber dunkle Hügel.
Mist's **) Meer zitterte, Als die Männer sprengten.

44) Sie fanden den Fürsten Am Thore der Feste;
Verkündigten dem König, Daß gekommen Feinde.
Helmumhüllt Stand Hoddbrod draußen;
Schaute den Rosseritt Seines Geschlechts.
„Was ist das Antlitz Der Edeln voll Zorn?"

45) „Ans Gestade steuern Schnelle Kiele,
Der Seile Hirsche, Und Segelstangen lang.
Viele Schilde. Geschabte Ruder.
Des Fürsten edles Volk, Frohe Ylfingen.

46) Funfzehn Schaaren Schreiten ans Land.
Doch draußen auf der See sind Siebentausend.
Hier liegen in den Ga tern Vor Gnipalund
Brandungsthiere blauschwarz, Und umblitzt von Golde.

---

*) Gold; sie hieben in goldene Waffen Scharten.
**) Die Luft.

47) Da ist die ungeheu'rste Menge von ihnen.
Hinhalten wird nun nicht Helgi der Schwerter Hall."
„Renne das Roß gezäumt Zum Berathungsort der Fürsten.
Aber Sporwitnir Nach Sparingsheid,
Melnir und Mylnir Nach Myrkwithur.
Laßt keine Seele Zu Hause sitzen
Derer, die das Schwert Schwingen können.

48) Rufet Haugni auf Und Ringur's Söhne,
Atli und Yngui, Alf den alten.
Gierig sind sie, In Kampf zu gehen.
Widerstehen wollen Wir den Wolsungen."

49) Ein Schwipp war es Als auf einander stürzten
Die falben Spitzen Beim Steine Freki's.
Immer war Helgi, Der Hundingstödter,
Der voderst' im Volk, Wo Männer fochten,
Feurig nach Kampf, Entfernt von Flucht.
Der Herrscher hatte Harte Mutheichel (Herz).

50) Vom Himmel kamen da Helmkundige hernieder —
Der Speere Schall verstärkte sich — Die den Fürsten beschirmten.
Da sagte Sigrun, Sehr kundig zu fliegen,
Zum Haupt der Helden aus des Herzens Innerm:

51) Glücklich sollst du, Fürst! Den Völkern vorsteh'n,
Stab von Yngwi's Geschlecht! Und der Stunden dich freuen;
Da du gefällt, den zur Flucht Trägen Fürsten,
Welcher Aegir'n Des Odems beraubt.

52) Und dir, Gebieter! Ziemt beides wohl
Die rothen Ringe Und das rüst'ge Mädchen.
Glücklich sollst du, Gebieter! Beides genießen:
Haugni's Tochter Und Hringstadir,
Sieg und Lande, Da ist das Suchen geschlossen.

Stabreime auch für komische Gegenstände. Wie Stabreime auch für nicht ernste Gegenstände brauchbar sind, lehrt folgende Ode auf Müllners Trauerspiele:

1) Wer? wie mein Müllner ist so mächtiger Sänger?
Wie des Donners Dröhnen sind seine Gedichte,
Erheben sich erhaben wie des Himmels Höhen,
Leuchten lodernd wie des Blitzes Lohe.

2) Doch auch lieblich lächeln sie wie Lilienbeete,
Blicken bräutlich wie Blumen des Mais,
Reizen wie Rosen an Reizender Busen,
Entzücken wie Cedern, und Zäune von Jasmin.

Wieder ernst:

Hämischer Hämus! du hemmst, und höhnest die Heere der Helden.

C. A. Varnhagen von Ense über Walter Scott als Geschichtschreiber.

Viel Treffendes sagt Varnhagen von Ense in seiner Beurtheilung des Lebens Napoleons von Walter Scott in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. N. 224—226. December 1827. S. 1791—1808. Doch haben wir uns über folgende Stellen gewundert (S. 1791) „Daß die Geschichtschreibung sich trefflich mit der Dichtkunst in demselben Geisteswirken vertrage, bedarf keines Beweises mehr; dem Geschichtschreiber wie dem Dichter ist derselbe Sinn zum Auffassen, dieselbe Kraft zum Bilden vonnöthen, nur in anderen Stoffen und durch andere Wege streben beide zu derselben Wahrheit allgemeiner und besonderer Lebensdarstellung.“ Aber welcher Unterschied zwischen der Lage eines Geschichtschreibers und Dichters! Der Geschichtschreiber darf nicht über seinen Stoff hinaus, bilden darf er nicht, darf nur das Gegebene

darstellen, der Dichter bildet entweder den Stoff um, oder er schafft sich gar selbst den Stoff. Der Geschichtschreiber muß das Leben darstellen, wie es wirklich war, der Dichter braucht nur dichterische Wahrheit. „Herodotos Geschichten sind ein dichterisches Werk.“ Aber eben darum als Geschichtswerk betrachtet tadelnswerth, und als Dichterwerk betrachtet, auch nicht besonders, ein Zwitterwerk. „Die Romane des Cervantes, die Schauspiele Shakespear's, die Vielgebilde Göthe's sind geschichtlichen Lebens erfüllt,“ treffliche Dichterwerke, aber, was sie auch nicht sein wollen, keine Geschichte, wenn auch geschichtliches Leben in ihnen ist. Wir kennen Machiavelli als Dichter, unsern Schiller als Geschichtschreiber“ u. s. w. Ueber Schiller als Geschichtschreiber verweisen wir auf unser Forum I. Abth. S. 103—110. Von Walter Scott sagt Varnhagen S. 1800: „derselbe Schriftsteller, der die Helden seiner Romane in hundert genauen Zügen bis auf Schnitt und Stoff und Farbe jeder Bekleidung zum gegenwärtigen Bilde zu erheben weiß, läßt den Helden seiner Geschichtschreibung inmitten von tausend wirklichen Zügen lebendigen Auftretens gestaltlos und farblos! Die Aesthetiker mögen uns Aufschluß geben, wie so der Unterschied der beiden Gattungen diese auffallende Verschiedenheit der Ergebnisse begründen kann.“ Wir wollen das Amt der Aesthetiker übernehmen. Walter Scott weiß z. B. Ludwig den XII. in Quentin Durwart uns darum lebendig vor die Seele zu führen, weil er von Ludwig dem XII. kein wirkliches Bild, sondern nur ein dem wirklichen Bilde frei nachgebildetes Geschöpf seiner Phantasie giebt. Napoleon giebt er uns gestaltlos und farblos, weil hier seine schaffende Phantasie nicht wirksam werden konnte, da er ein Geschichtwerk schreiben wollte. Zum mühsamen Geschäft eines Geschichtschreibers, welcher die Züge Napoleons in ein wirkliches Bild sammelt, war er aber unfähig, weil bei ihm die schaffende Phantasie vorwaltend ist, diese mußte er lähmen und somit ward er seines Vorzuges beraubt, den er vor minder begabten Geistern voraus hat, und konnte nur ein mittelmäßiges Werk hervorbringen. Der Geschichtschreiber

und Dichter haben die Auffassung der wirklichen Züge mit einander gemein, aber bei der Zurückgabe tritt der mächtigste Unterschied ein, der Geschichtschreiber hat die Anlage, sie treu wieder zu geben, der Dichter, will er seine Geistesthätigkeit nicht beschränken, kann die aufgefaßten wirklichen Züge nicht rein, sondern nur in ein Gebild der Phantasie geschmolzen darstellen, strebt er, sie rein darzustellen, so begiebt er sich des Vorzuges des Dichters, und kann nur Mittelmäßiges liefern, weil er seine Geistesthätigkeit gewaltsam beschränken muß. Oder hat es vielleicht einen gegeben, bei welchem die Anlagen des Dichters und Geschichtschreibers in hervorstechendem Maße vereint gewesen? Keinen hat es gegeben, und kann keinen geben, da die Ausübung der einen Geisteskraft die andre schwächt. Unsern Augen trauten wir nicht, als im Allgem. Anzeiger der Deutschen, ich glaube es war ein Schulmann, ein Wißbegieriger, im Ernste nachfragte, ob es wahr, daß das Denken das Gedächtniß schwäche. Wir lasen die Anfrage zweimal, und als wir uns vom wirklichen Inhalt überzeugt, schlossen wir, daß der Nachfrager wenigstens von Seite des Denkens ein ungeschwächtes Gedächtniß haben müsse. Doch zu den Geschichtschreibern und Dichtern zurück. Bei dem Geschichtschreiber darf die Phantasie nicht schaffend werden, sie darf nur den Verstand im Auffassen und beim Darstellen unterstützen. Bei dem Dichter müssen die Phantasie schaffend und bildend, und der Verstand nur unterstützend wirken. Schaffet und bildet der Dichter viel, so ist natürlich, daß er jene Gabe des Geschichtschreibers schwächt. Hätte z. B. Schiller sich Jahre lang abgemüht, Geschichtschreiber zu werden, hätte er gewaltsam alle Phantasieschöpfung unterdrückt, und sich abgearbeitet, Geschichte treu darzustellen, so würde dieser reichbegabte Geist wahrscheinlich ein ausgezeichneter Geschichtschreiber geworden sein, aber doch nicht so ausgezeichnet, als er als Dichter geworden, weil er zum Dichter geboren war. Aber was sollen wir von dem minder reich begabten Walter Scott sagen? Allerdings würde er, wenn er sich Jahre lang in treuer Geschichtschreibung abgemüht, und nie einen

Roman geschrieben, ein besserer Geschichtschreiber geworden sein, als er sich im Leben Napoleons zeigt, aber so ausgezeichnet auf keinen Fall als Schiller, der Philosoph. Aber wie hat Walter Scott, nachdem er so lange nichts als Schöpfungen der Phantasie geschrieben, auf einmal hoffen können, im Fluge ein gutes Geschichtswerk zu verfassen, im Stande zu sein? denn seine an Schöpfungen der Phantasie gewöhnte Geistesthätigkeit mußte sich gelähmt fühlen. Doch daß Walter Scott sich in seinen Hoffnungen betrogen, wundert mich nicht, denn was hofft der Mensch nicht alles von sich? Aber das wundert mich, daß andere sich wundern, daß Walter Scotts Geschichtswerk nicht bewunderungswürdig ausgefallen.

Bemerkung. Aus Mangel an Raum sehen wir uns genöthiget, ein humoristisches Gespräch über das Leben Napoleons von Walter Scott und andres über dasselbe für Quasir's Gärten einer der folgenden Abtheilungen zu Hause zu halten.

J. W. von Göthe's leben von Heinrich Döring. Mit einem Fac-simile. Weimar, Hoffmann. 1828. S. X und 523 Tasch. Form.

Döring, dessen Name durch seine besten Lebensbeschreibungen Klopstock's, Bürger's, Herder's und Schiller's rühmlichst bekannt geworden, hat auch durch vorliegendes Werk Göthe's Verehrern einen großen Dienst geleistet. Nicht nur Döring's gewohnte lichtvolle Anordnung und erfreulicher Fleiß des Sammelns wird hier abermals sichtbar, sondern man merkt dem Werke auch die Nähe Weimar's an, da es mehreres enthält, was auch der fleißigste Sammler und scharfsinnigste Darsteller nicht hätte in Schriften finden, und mit dem Blicke seines Geistes durchschauen können. Nicht minder erfreulich ist in diesem Werke, daß Döring weder zu den klei-

nen Geistern gehört, die neidisch den großen Dichter anschreien, wie Krähen den Adler, noch auch zu denen, welche Göthe'n durch übertriebene Lobeserhebungen schaden, weil sie die herausfordern, denen Vergötterung alles Menschlichen auch des Größten und Herrlichsten zuwider ist. Um vieles Große und Herrliche, die Jugendzeit berühmter Völker, die Geschichte gepriesener Helden u. s. w. hat die Nachwelt einen mythischen Schleier gezogen; Göthe hat Aehnliches in Zeiten, wo Mythen und Sagen nicht mehr gedeihen, durch sein: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung:" gethan, und einen Theil der Geschichte seines Lebens mit einem Schleier der Dichtung umhüllt. Döring hat nach Möglichkeit sich diesem Schleier zu entwinden gesucht, durch Benutzung ungetrübter Quellen. Zu wünschen wäre, daß bei einer zweiten Ausgabe, zu der es unfehlbar kommen wird, Göthe's Wahrheit und Dichtung noch kritischer benutzt werden möchte. Da eine reine Scheidung unmöglich, und Göthe's Wahrheit und Dichtung doch immer eine wichtige, wenn auch getrübte, Quelle bleibt, so wäre es gut, alles aus ihr Geschöpfte besonders zu bezeichnen, vorzüglich da, wo, wenn auch Wahrheit zu Grunde liegt, doch Ausschmückung und schöne Gestaltung nicht zu verkennen ist. Der Verfasser wird dieses um so leichter können, da jetzt schon eine einsichtsvolle Auswahl sich offenbart, nur allein Streben nach Belehrung des Lesers sich kund thut, und alles Haschen nach Einnehmendem und Ueberraschendem vermieden ist. Die Schwierigkeit, das Leben eines noch unter uns Wandelnden zu schreiben, hat Döring trefflich besiegt, und die Lebensbeschreibung ist mit der Ruhe verfaßt, als wenn es einem Dahingeschiedenen gälte. Die Klippe, an der so vieler Urtheile scheitern, nämlich ob Göthe oder Schiller größer sei, hat Döring glücklich umschifft. Wie anders macht es z. B. Ludwig Tieck, der im übrigen aber auch sehr treffende Urtheile so z. B. über die Müllner'schen Trauerspiele als dem Geschmacke von Caraiben entsprechend, gefällt hat; nicht vermag Tieck Göthe'n oder vollends Shakespeare zu preisen, ohne Schiller'n herabzusetzen. Döring dagegen setzt hier und in seiner

noch vollendeteren Lebensbeschreibung Schiller's den Leser in den Stand, die Verschiedenheit Göthe's und Schiller's anzuschauen, und so bildet sich das Urtheil von selbst, daß jeder in seiner Art der größte sei. Göthe ist vielseitiger und natürlicher, Schiller kräftiger und erhabner, Göthe mehr eine Landschaft mit heiterem Himmel und lachenden Auen, Schiller mehr eine Landschaft mit Donnergewölk, Blitz und Regenbogen, Göthe mehr ein Strom, der in vielen Armen durch liebliche Wiesen sich schlängelt, und in welchem Blumen und blühende Sträucher sich spiegeln, Schiller mehr ein Strom, der in einem Bette zusammengedrängt, in einem Gebirgsland gewaltig dahinfließt, und in welchem Felsen mit von der Morgensonne gerötheten Gipfeln und vom Sturm bewegte Eichenwälder sich spiegeln. Doch in beiden Strömen zugleich erblickt sich der Himmel.

Eine Aesopische Fabel für eine Deutsche gehalten.

Im Mitternachtblatt, herausgegeben von Müllner, 1828 17. Jul. Nr. 113. S. 452, heißt es: „Anspielung auf die Fabel vom Fuchs, der die Trauben für unreif erklärte, weil sie zu hoch hingen, um sie zu erreichen. Diese Anmerk. für die ausländischen Leser.“ Bester Herr Hofrath! leihen Sie sich doch gütigst von einem Quartaner Gedike's „Griechisches Lesebuch für die ersten Anfänger,“ und Sie werden dort auch die Fabel von dem Fuchse und den zu hoch hängenden Weintrauben, die Sie für eine Deutsche halten, unter den Aesopischen finden. Oder ist die Anmerkung nicht von Ihnen, verehrtester Herr Hofrath, ei! so hätten Sie hier nicht versäumen sollen, eine Anmerkung zu der Anmerkung zu machen, da Sie ja sonst sogleich mit Anmerkungen bei der Hand sind, und man also nun, da es nicht geschehen ist, auch wenn die Anmerkung nicht ihrem Gehirn, dem Speicher trefflicher Gelehrsamkeit, das Dasein verdanken sollte, doch auf jeden Fall voraussetzen muß, daß Sie mit der Meinung einverstanden sind, daß die Ausländer die erwähnte Fabel nicht kännten, weil sie

eine Deutsche sei. Doch freilich können Sie für sich selbst als Doctor utriusque juris sich mit der Einrede helfen, Graeca non legenda, und Sie hätten deshalb von einer Griechisch geschriebenen Fabel keine Kenntniß zu nehmen brauchen. Aber oh! Schrecken! auf diese Exceptio reicht Phädrus seine Fabel vulpis et uva als Replik ein, und bemerkt: Latina legenda.

Die Kopp'sche Gemme,

über deren Inschrift Kopp, Verfasser der Palaeographia critica, und Osann, Verf. der Sylloge inscriptionum, in der Allgem. Schul-Zeitung 1828. Abth. 2. S. 473. 665 und 668 in Kampf gerathen sind, erklärt ersterer in den Heidelberger Jahrbüchern. 1828. N. 36: *ΙΑΩ ΣΑΒΑΩΘ ΑΔΟΝΗ ΙΗ ΚΑΙ ΕΑ ΛΑΞΣΑΙ ΑΥΤΟΥ ΤΑΡΤΑΡΟΥ ΣΚΟΤΙΝ; Ιαω Σαβαωϑ Αδονι ἴε καὶ ἔα λάξαι αὐτοῦ ταρτάρου σκότιον*: Jao Sabaoth Adoni veni et concede calcare ipsius tartari tenebricosum, und bemerkt, daß in *καί* der mittelste Buchstabe einem *λ* ähnlicher, als einem *α*, und fügt dann hinzu: „Wenn also *κλι* statt *και* gelesen werden müßte, so würde ich *ἴη* für den bekannten Ausruf, dem Lateinischen io! ähnlich; und *κλιεα*, für *κλέεα*, *κλεῖα* halten: „Jo! praeclare gesta, calcasse tartari tenebricosum. Der Verf. sagt im Allgemeinen: „Ohngeachtet ich das Griechische nur wörtlich übersetzt habe; so wird doch jedermann den Sinn des Ganzen verstehen." Aber gestehen müssen, daß der Sinn sehr gezwungen. Blicken wir auf die Gemme, welche Koppe hat vorbilden lassen, so sehen wir, daß man freie Hand hat, die Worte zu bilden wie man will. Daher kann man auch lesen: *ΚΛΙΕ ΑΛΛΑΞΣΑΙ*, ich nehme dieses für *κλύε ἀλλάξαι*, und übertrage die Inschrift: Jao Sabaoth Adoni io exaudi immuta ipsius tartari tenebricosum: o! erhöre, wandle um des Tartarus Finsterniß.

Zusätze zur ersten Abtheilung.

S. 1. Z. 13. setze man statt Florentiner Goldgulden und Z. 1. v. u. nach Florenos ursprünglich.

S. 5. Z. 6. ist nach Ludwig zu setzen: „Der gerne Gotte dient, gut er es ihm lohnet."

Ueber das Ludwigslied. S. 10. Z. 17 v. u. lies 879 statt 880, denn in dieses Jahr setzt Regino abweichend von den übrigen die Schlacht bei Thimiun. Als äußere Quelle hätte S. 10 außer den Fuldaischen noch die Vedastinischen Jahrbücher nicht nur beiläufig angeführt, sondern so wie auch Regino benutzt werden sollen. Vorzüglich die An. Vedast. bestärken noch mehr unsere Annahme, daß die Schlacht bei Tumiomum die im Liede verherrlichte ist. Goßlin und sein Anhang rief 880 Ludwig den Jüngern abermals nach Frankreich. Der Abt Hugo mit seinen Herren (den Königen) und einem zahlreichen Heere zogen ihm entgegen. Sie lagerten sich bei S. Quintin, und Ludwig der Jüngere und sein Heer an der Oise. Gesandtschaften befestigten den Frieden. Ludwig schlägt dann die Schlacht bei Tumiomum, und in der Schlacht ist Abt Hugo. Also fochten auch die Westfranken mit unter Ludwig dem Jüngern, und dieses paßt herrlich zu der Stelle des Liedes, wo Ludwig, der zum westfränkischen Ludwig kommt, die Anführung der Westfranken übernimmt.

Nachbeterei in Ansehung des Ludwigsliedes. Der Beurtheiler der: Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au dixième siècle. Par G. Depping. Paris, 1826: in der Leipz. Literatur-Zeit. 13. Dec. 1827 N. 318. sagt: „Sieg König Ludwigs 881 bei Vimeu, zwischen Eu und Abbeville. Der Verf. hat nicht unterlassen, an den altdeutschen Gesang auf diesen Sieg zu erinnern." Und wir unterlassen nicht, zu erinnern, daß dieses Lied vielmehr den Sieg Ludwigs des Jüngern von Deutschland bei Tumiomum (muthmaßlich Thuin an der Sambre) im J. 880 verherrlicht.

S. 23 und 24 ist der Abschnitt: „Am Abend des Mon-

tags u. s. w. bis „an ein hohes Fenster angebracht" fälschlich hinter den Abschnitt: „Als Kunz ins Schloß kam u. s. w. bis: „den 27. Heumond 1443" gesetzt worden. Die S. 23 muß mit: „Am Abend des Montags des heiligen Kilian" anfangen. Und nach diesem mit: „an ein hohes Fenster angebracht:" endenden Abschnitte folgen: „Als Kunz ins Schloß kam."

Nachschrift zu dem Forum der Kritik (1. Bd. 1. Abth. S. 30 fgl.). Ueber das sächsische Berglied von dem Prinzen-Raube.

In dem zweiten meiner Eichen-Kränze (dichterische Darstellungen aus deutscher Geschichte) Wiesbaden 1827. S. 41 ff., hatt' ich jenes alte geschichtliche Lied aus einem Leipziger Musen-Almanache v. Jahr 1777 bereits wieder drucken lassen, bevor ich dasselbe in vorbemeldeter (höchst schätzbarer *) und fortsetzungswerther) Zeitschrift für die Geschichte und ihre Hülfs-Wissenschaften, ohne Nachweisung jenes 50jährigen Abdruckes vorfand. Denselben hab' ich unabgeschrieben nach Wiesbaden gesendet, wo man denselben, bis auf gefungen, am Schlusse der zweiten Strophe, wofür S. 41 unten unrichtig gesungen steht, treu und gefällig wie-

*) Gern hätten wir den obigen Lobspruch hinweggestrichen, wenn es bei uns nicht fester Grundsatz wäre, die Arbeit anderer ganz unverändert abdrucken zu lassen. Das warnendste Beispiel, wie der Herausgeber einer Zeitschrift nicht verfahren soll, kann der bekannte unglückliche Schicksalstrauerspieldichter geben, der sich Einschiebsel in fremde Aufsätze ohne alle Umstände erlaubt. Ja! der Schicksalstragöde hat so gar ohne Wissen und Willen eines achtbaren Schriftstellers ein nicht zum Drucke bestimmtes Schreiben desselben bekannt gemacht, nachdem er es zuvor durch hämische Einschiebsel erweitert, so daß auch diese auf Rechnung jenes Achtbaren kommen. Ein Wolf in Schafskleider gehüllt!

Der Herausgeber des F.

dergegeben hat. Bei der Vergleichung dieses Abdruckes mit dem Altenburgschen find' ich übrigens einige bemerkenswerthe Verschiedenheiten, die mich zu dieser kleinen Nachschrift veranlassen. Wie in dem alten Leipziger Abdrucke, so steht auch in dem neuen Wiesbadener (S. 42) in zweiter Zeile der 3ten Strophe: (Wo der Geyer auf dem Dache sitzt, Da tügen die Küchlein selten ꝛc. Der Altenburger hat dafür trugen; aber tügen oder tugen, taugen, gedeihen ist wohl offenbar vorzuziehen. Uebrigens hätte „mein werte" — fürwahr oder vielmehr (bei) meiner Ehre (von Werlde, Zier, Schmuck, Ehre) wohl eine der sonst nicht gesparten Anmerkungen verdient. Am Schlusse der 6ten Strophe steht dort beweget, hier (im Forum) bereget."

Str. 7, Z 4 und Str. 8, Z. 1 hat der Leipziger Abdruck öm, statt ihm, der Altenburger öhm. Die neunte Strophe beginnt wohl — bei Wachter richtiger mit Darvor (dafür) als bei mir mit davon; — die 5te Zeile derselben hat im Altenburger Abdrucke Rümper, im Leipziger und Wiesbadener „Romper." In diesen beginnt die 10te Strophe mit: „So geht's, wer wider Oberkeit" ꝛc. in jenem mit „So gehts, wer widr die öberkeit." Statt herußer (wohl für herunter) ist — zu Wiesbaden (vielleicht auch in Leipzig) unrichtig heußrer gesetzt.

Fulda. Petri.

S. 38 Z. 10 und 11: lies statt „Willen und Einbildungskraft: „Gefühl und Willen.

Horcrist, Himilzorun, Walwurst des Allemannischen Gesetzes. Zu der S. 59. aus dem Allemannischen Gesetze angewendeten Stelle fügen wir hier noch aus der Lex Baiwariorum Tit. VII. c. III. Si quis propter libidinem manum injecerit, aut virgini seu uxori alterius, quod Barwarii Horcrist vocant, cum sex solidis componat. Cap. IV. si indumenta super genucula claverit, quod himilzorun vocant, cum duodecim solidis

componat. Cap. V. Si autem discriminalia ejecerit de capite, quod waluurst vocant, vel virgini libidinose de capite crines extraxerit, cum duodecim solidis componat. 1) Herold: Hortchrifft. Lindenbr. horgrift; al. horchrift, horuncrist, hoortriet. Horgrist und Horgrift ist eins, da st und ft wechseln, wie in Brunst und Brunft, also Hurgriff 2) Her. Vultuurfo; Lindenbr. Wultworf al. walworf wurst und wurf ist eins, da st und f wechseln. So Brunft, Brunst, Vernunst (Weltkronik, Docen's Miscellaneen 2. Th. S. 46) Vernunft. Was bedeutet aber Wal, Walt, Wult? Walt Fränk.; Waldt Niedersächs.; Wald Isländ. und Angelsächs., wovon Angelsächs. Wuldor, gloria, Wold, Wälde Dän.; bedeutet Gewalt, Macht, wealth engl. Wohlstand, Reichthum, Gut. Walt hatte wohl auch die Bedeutung von Schmuck, Zierrath, und Waltwurf bedeutete also Schmuckwurf, wenn jemand den das Haar eines Frauenzimmers in Ordnung haltenden Schmuck herunter warf. 3) Zuletzt nehmen wir das mittelste, das am schwierigsten scheinende himilzorun, Lindenbr. Himilzoron, welches ableiten zu wollen, die Wortforscher nicht so eilig, als bei andern Wörtern gewesen. Werden wir mit andern, um uns leicht zu helfen, „himitzorun, Hemdezerrung" machen? Aber Zoran, Zoren bedeutet nicht zerren, sondern zehren (s. Notker), und Hemde heißt nicht Himit, sondern Hemeda, Hemede. Wir wollen bei Himilzorun bleiben. Was ist es? Doch wohl nichts anders als der 3. Fall (Dativus Pluralis) von himilzor, Mehrz. himilzora, Himmelsohren. Doch was soll hier ein Dativ? Beim altdeutschen Dativ ohne Präposition muß nicht selten eine hinzugedacht oder der Dativ in der Weise, wie der lateinische Ablativ gedacht werden, so daß himilzorun hier so viel als an den Himmelsohren bedeutet, und eine Entblößung an den Himmelsohren, welche im Lateinischen nur entfernter durch super genucula ausgedrückt wird, damit gemeint ist. Und so hätten wir in dem Ausdrucke Himmelsoh-

ren zugleich eine Probe, wie dichterisch und anständisch die alten Baiern zu reden wußten.

Zu S. 74: „Stellen wir nun mit Lop, Lobes, andre altdeutsche Formen zusammen, wie Wolf Wolves, Hof Hoves, demo Vater, aber nie des Vater, sondern des Fater (Grimm I. S. 135. f. —); ferner das altdeutsche vall'u (ich falle), altsächsisch fallu, mittelhochdeutsch valle: so wird sich ein gewisser Unterschied zwischen dem v und f für das altdeutsche darthun, aber es ergiebt sich aber auch zugleich vollkommen klar, daß das altdeutsche v ganz nahe neben dem f lag." Fx. in der lehrreichen *) Beurtheilung der Schrift: „Anweisung zur Rechtschreibung der t (d) eutschen Sprache. Von Fr. Schmitthenner. 2. Aufl., Herborn 1828 in der Allgem. Schulzeitung 1828, 28. Jun. Abth. I. Nr. 76.

Zu S. 77. (Formas Deorum des Tacitus) fügen wir hinzu: Nach den Lappländern kommt das Nordlicht von den glänzenden Seelen ihrer verstorbenen Verwandten, die auf Wolken in der Luft herumschweben und diese Himmelsspiegelung hervorbringen. In manchen Strahlen erkennen sie Vater, Mutter, oder einen Freund, während andere darin Gruppen höllischer Geister sehen. „Blätter für Lit. Unterh. Nr. 262 14. Nov. 1827. S. 1040. Wie nahe ist damit die Meinung der Germanen verwandt, welche nach unsrer Vermuthung in dem Nordlicht Göttergestalten erblickten: Arndt in den Nebenstunden S. 202: — — — „die vielen Nebensonnen, Lufterscheinungen und Knalle und Klänge in der Luft, welche in isländischen, norwegischen und schwedischen Wintern

*) Jedoch müssen wir dabei bemerken, daß der Vf. zwar ganz Recht hat, wenn er behauptet, daß das Z kein bloßes aspirirtes T sondern ein Doppelconsonant; aber dabei bringt er fälschlich das altdeutsche mizan in Betrachtung; wir wissen bloß, daß unser Z ein Doppelconsonant ist, und das Z im altdeutschen meistens nur ein scharfes S zu sein scheint.

so oft gesehen und gehört werden, und von welchen schon bis zu Tacitus Ohren wenigstens eine dunkle Fabel erklungen war (T. Germ. c. 45.)"

Z. S. 97: Schmeller im Bayrischen Wörterbuche erklärt das Firiwizzo meista durch: „der Wunder größtes."

Quasir's Gärten neben dem Forum. (Blätter zur Unterhaltung und Belehrung im Gebiete der Kunst und Wissenschaft überhaupt.)

Ueber das Wesen und die geschickte Bildung des Deutschen Hexameters.

Um den Hexameter in Deutscher Zunge hat sich bekanntlich Voß die meisten Verdienste erworben; doch freilich hat er das Künsteln nicht selten übertrieben, und der Betonung der Deutschen Sprache Gewalt angethan, so daß sie seiner Umarmung sich nicht freuend, oft um Hülfe schrie, und der Deutsche Hexameter von Voß sagen kann: Daß mein Meister verblich muß sehr ich beklagen; doch freier athm' ich, mein Meister schlug oft mit dem Hammer auf mich. Das Wesen des Deutschen Hexameters ist noch nicht von allen hinlänglich erkannt worden. Daher werden wir mit folgenden Bemerkungen kein Wasser ins Meer tragen. Vor allem muß die Beziehung *) festgehalten werden,

*) In meiner Schrift: „Die Unanwendbarkeit des Hexameters und der ihm verwandten Versarten, Jena 1820," habe ich das Wesen des deutschen Hexameters schon richtig erkannt, aber freilich eine zu übertriebene Anwendung gemacht. S. 19 heißt es: „Auch verlören die Hexameter ihren eigenthümlichen Gang, wenn man ihnen durch Wortzerschneidung so aufhelfen wollte, daß es

in welcher der Deutsche von dem Griechischen und Lateinischen Hexameter abweicht. Bei einem Hexameter in der Griechischen und Lateinischen Sprache werden bekanntlich die Versfüße so abgetheilt, daß ein Fuß entweder eine Länge und zwei von dieser gehobene Kürzen, oder zwei Längen hat, bei welchen die erstere von der letzten gehoben wird. Der größte Theil der Deutschen Wörter ist aber zweisylbig, und zwar so, daß die erste Sylbe die Stammsylbe ist, auf welcher nach dem Wesen unsrer Sprache die Betonung liegt. Nun ist bei dem Baue eines jeden Verses die Hauptsache, daß die Wort- und Versfüße nicht zusammenfallen, nämlich damit die Wörter so wenig als möglich als selbstständig, wie bei der ungebundenen Rede hervortreten, sondern daß die Worte zerschnitten werden. Aus Mangel an Wortzerschneidung klingen daher auch die Verse schlecht, in welche sich viele einsylbige oder auch zweisylbige Wörter mit kurzen unzertrennlichen Vorsetzwörtchen finden, z. B. Von dort herab kann ihn mein Pfeil erreichen. Doch fühl' ich's wohl, was ich an ihn verlor — Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte — Für Lieb' und Ruhm in Kampf und Tod zu geh'n ist in Rücksicht auf den Klang des

---

nicht hieße: Aber | häufige | Striemen um | her an den | Seiten und | Schultern, sondern so: A | ber häu | fige Strie | men umher | an den Sei | ten und Schul | tern." Dieses ist der schwache Punkt dieser Schrift. Denn wenn die Hexameter in Deutscher Sprache auch einen andern Gang haben, als in der Griechischen und Lateinischen, so sind sie doch darum noch nicht unanwendbar. Was von dem Uebelklange der Hexameter in Deutscher Sprache im Allgemeinen gesagt worden, ist wahr, wenn man nämlich ein Gedicht in Hexametern ohne Ruhepunkt, und mit andern Härten und Uebelständen vor sich hat. Aber deßhalb darf man noch nicht auf ihre Unanwendbarkeit überhaupt schließen, sondern nur auf jene Uebelstände aufmerksam machen. Zur Ergänzung und Berichtigung der erwähnten Schrift sollen diese Bemerkungen dienen, aber auch an sich verständlich und brauchbar sein.

Verses nicht zu loben, und nur in Ansehung der Gedrängtheit der erhabenen Gedanken schön. — Wortzerschneidung ist also auch in Deutschen Versen ein Haupterforderniß *). Aber nach dem Wesen der Deutschen Sprache, wenn wir den Deutschen Hexameter auf die Art, wie den Lateinischen lesen wollten, müßten die meisten Wörter unzerschnitten bleiben; und so könnte das Wichtigste zum Wohlklange eines Verses, die Wortzerschneidung nicht eintreten. Um diese also in den Hexameter zu bringen, darf z. B. Während du glückvoll bist, wirst häufige Freunde du zählen, nicht wie Donec e | ris fe | lix mul | tos nume | rabis a | micos, Während du | glückvoll | bist, wirst | häufige | Freunde du | zählen gelesen werden, sondern so: Wäh | rend du glück | voll bist | wirst häu | fige Freun | de du zäh | len. Die erste Länge des Deutschen Hexameters steht also vereinzelt da, so wie auch bei dem so genannten trochäischen **) Versmaß im Deutschen niemand lesen wird: Meine | Augen | zittern | dunkel | nach, sondern: Mei | ne Au | gen zit | tern dun | kel nach, und die Kürzen und rücksichtlich die tieftonige Länge folgen nicht der hochtonigen Länge, und werden nicht von ihr gehoben, sondern gehen ihr voran, und legen sich auf sie. Was der Deutsche Hexameter durch das Letztere an feierlichem Klange verliert, hat er jedesmal schon im voraus durch die vereinzelte hochtonige Länge gewonnen. Dennoch bleibt der Klang des Ganges des Deutschen Hexameters, wenn auch die Versfüße, wie es beim guten Vortrage geschehen muß, nicht schwerfällig, sondern nur mit leichtbeflügelter Anmuth ***)

---

*) Sehr zu Statten kommt es daher, daß die Dichtersprache in der schwachen Abwandlung das E vor dem T wieder herstellen kann, und z. B. statt siegt und gesiegt: sieget und gesieget sagen kann.

**) Ueber das s. g. trochäische Versmaß im Deutschen s. Wachter, die Unanw. des H. S. 18.

***) Etwas Aehnliches haben wohl auch die sagen wollen, aber sich

hervorgehoben werden, für ein feines Ohr bedeutend anders. Der Deutsche Pentameter auch hat einen verschiedenen Klang vom Lateinischen, weil er eben so zerschnitten werden muß, als der Hexameter. Wie kommt es z. B., daß der Pentameter: Uebel der Thrake gesinnt, welchen Philippus gewann, nicht so gut klingt als: Zog das Bastarnische Volk bildend ein mächtiges Heer? Weil im ersten an den beiden Enden nur eine abgeschnittene Sylbe herüberfällt, und so die Wortzerschneidung nicht so kräftig ist. Ja! wird man einwenden, wenn man nach deiner Art die Versfüße abtheilt, wo gesinnt und gewann nicht zerschnitten wird. Theilt man aber nach Lateinischer Art ab, so werden ja zwei Worte, und bei deiner Art nur eins zerschnitten. Aber die Vorsetzsylben ge, be, er, ent, ver, zer, u. s. w. erscheinen in Versen als nicht zum Wort gehörig; sie machen sich als besonders für sich hörbar. Z. B. Flog von Geschlecht zu Geschlecht, klingt eben nicht besser, als: Sprach es, und ging zu der Maid. Warum? Weil, wenn wir auch Flog von Ge | schlecht zu Ge | schlecht abtheilen, immer keine Wortzerschneidung eintritt, weil ge und andre Vorsetzsylben sich als besonders für sich hörbar machen. Daher hat, man mag die Versfüße theilen wie man will, z. B. „Was der eine verspricht, leistet die

---

nur zu übertrieben ausgedrückt, welche behauptet haben, daß man beim Vortrage von Versen die Verse gar nicht hören dürfe. Denn einmal ist es unmöglich, auch bei dem ungebundensten Vortrage, den Klang guter Verse als Verse ganz zu unterdrücken; zweitens sind doch wohl die Verse des Wohlklanges wegen da, welcher weder durch schwerfällige Bemerkbarmachung des Versmaßes, noch auch durch einen die Verse als ungebundene Rede behandelnden Vortrag vernichtet werden darf. Lieset man aber Hexameter für sich, um sie zu feilen, so mache man die Versfüße so bemerklich als möglich, um sogleich, was schwerfällig oder mangelhaft klingt, heraus zu finden und zu verbessern.

andre gewiß, eben nicht mehr Wortzerschneidung, als: Wie ihr im Busen sie tragt, präget in Thaten sie aus. Kräftigere Wortzerschneidung hat z. B. Ueber die lachenden Au'n schreitet die wonnige Maid. Denn werden zwei Sylben zusammen von einem Worte abgeschnitten, so ist die Wortzerschneidung kräftiger, als wenn nur eine abgeschnitten wird. Daher kommt es, daß wo im Lateinischen Verse ein einsylbiges Wort vermieden werden muß, im Deutschen ein einsylbiges sehr gut sich macht, sobald zwei Sylben vom vorigen Worte herübergenommen werden können. Ja! wenn auch dieses nur mit einer Sylbe der Fall ist und ein schwach betontes Wort noch dazwischen muß, so giebt dieses keinen Uebelstand, weil Wortschneidung, wenn auch nicht kräftige eintritt, z. B. Wie das zu machen? es sey Jeder vollendet in sich. Daß kräftige Wortzerschneidung auch an andern Stellen der Verse besser ist, als nicht kräftige, versteht sich von selbst. — Der Deutsche Hexameter, von dessen Abweichung vom Lateinischen wir oben sprachen, kommt mit diesem aber darin ganz überein, daß er, was freilich die meisten Verfasser Deutscher Hexameter nicht berücksichtigt haben, wenn er wohlklingend sein soll, nothwendig einen Ruhepunkt haben muß (Ueber das Bedürfniß desselben s. weiter unten). Ovid kann im leichten Versbau zum Muster dienen, und ist auch wegen seiner häufigen Kürzen den Deutschen zur Nachahmung zu empfehlen, da die Deutsche Sprache so wenig wohlklingende Längenfüße (Spondeus) hat, welches sich nun einmal nicht erzwingen lassen, mag man auch mit der Kühnheit des berühmtesten Hexameterdichters der Betonung der Deutschen Sprache noch so viel Gewalt anzuthun, sich nicht scheuen. (Ueber das Wesen der Betonung der Deutschen und anderer Sprachen s. F. Wachter, die Unanwendbarkeit des Hexameters S. 29—39.). Für einen Verfasser von Hexametern ist es durchaus nöthig, nicht immer in Hexametern zu leben, sondern auch andre Versmaße und ungebundne Rede zu lesen und zu hören; sonst entwöhnt er sich leicht der natürlichen

Betonung der Wörter, und denkt nicht mehr daran, wenn er gegen das Wesen der Deutschen Sprache die hohe Betonung gewaltsam hinwegdrängt. Der Meister in der Hexameterkunst drückt dieses vornehm genug so aus: „Wer nicht zugleich Ton und Takt zu halten weiß, dem behagt mehr die kunstlose Natürlichkeit in Versen, wie: Düstere Sturmnacht zog, und graunvoll wogte das Meer auf, als die durch Kunst veredelte Natur in: Düsterer zog Sturmnacht, graunvoll rings wogte das Meer auf (Voß, Zeitmessung S. 249.). Entwöhnung der richtigen Betonung der Muttersprache ist also durch Kunst veredelte Natur, und die gewaltsame Hinwegdrängung der hohen Betonung von Sturm heißt Ton und Takt halten. Nach Vernachlässigung des Ruhepunkts macht den Deutschen Hexameter nichts ungenießbarer, als wenn auf Kosten der Betonung Längenfüße erzwungen worden sind. Denn selbst eine Kürze, wenn sie nur nicht gar zu leicht (das heißt ohne allen Zusammenstoß von Selbstlauten, von dessen bisher nicht beachteter Wichtigkeit weiter unten) ist, wo eine tieftonige Länge stehen sollte, macht sich immer noch besser, als eine übelklingende Länge. Durch übelklingende, d. h. erzwungene Längen hat sich Voß großes Verdienst erworben. Denn sind jene Versuche nicht belehrend, schützen sie nicht andre vor gleichen Mißgriffen? Ueberaus reich an übelklingenden Längen ist der berühmteste Hexameterdichter, weil er so gern und zwar sehr häufig an der unpassendsten Stelle, nämlich vor der Länge des Ruhepunkts oder rücksichtlich vor der Länge, die den Ruhepunkt bilden sollte, um Längenfüße zu erzwingen, hochtonige Sylben an die Stelle schiebt, wo eine tieftonige stehen sollte, und eine tieftonige, wo eine hochtonige stehen sollte, ein herrliches Bild für die Verkehrtheit der Welt (d. h. der Menschen). Laßt uns im Voß blättern, doch der Kürze halber, nur die Verse so weit vortragen, als es nöthig: „Stets mit Vernunft beiwohnst — Senkte den Blick demüthig — Lebe wohl! zuriefen — Leichtes Gewolk Goldsaum — Wer für Ersatz annimmt — Und den ich

gern eintauschte — Hungerten, der (Gott gönn' ihm — Kinder so kommt arglos — Die uns einmal nachweinen — Wieder begann liebkosend — Mädchen, du bist wahnsinnig — Kinderchen, seid willkommen — Der war jetzt einhellig — Nein, so durchaus rathlosen — Seit der Baron Freiheit — Als sie nunmehr eingingen — Kind und Geschlecht mißbraucht' — Oben von zween Kirschbäumen — Sehnender Lieb' Andeutung — Pfänder und Brief' einhüllt — Töchterchen! geh vorsichtig — Daß sie bald Hausmütterchen wird — Rechtliche Gäst' aufnehmen — Als sie den Greis wahrnahm — Gern an der Sonn' ausruhn — Wollen wir uns hochfestlich — Und, wie für Wohlthat dankt — Wucherte, sich ausziffernd — Folgte sie leis' auftretend — Solche nicht seltene Versfüße, nach welchen man nicht zu suchen (wir haben nicht einmal die letzte Bearbeitung der Luise, welche noch mehr zugehämmert ist, vor uns), sondern nur aufzuschlagen braucht, wo man will, machen, daß man zu ihrem Verfasser sagen kann: Oft war schwer auftretend und dumpfhintappend der Vers dir, Welcher sich lieber erhebt und im Schweben, wie Schwalben dahinfliegt. Der beste Uebersetzer des Lukrez, welcher einen sorgfältig gebauten, aber nicht zugehämmerten Vers liebt (v. Knebel), und dessen Verse, wenn bei ihnen der Ruhepunkt durchaus zur Regel gemacht wäre, meistens überaus wohlklingend sein würden, hat doch auch, aber nur äußerst selten, doch unter den übrigen natürlichen Versen um so auffallender, Verse, wie diesen: „Sehen wir nicht Denkmale der Herrscher und Helden zerfallen?" Doch auch jene Voss'ischen unüberschwenglichen Kraftfüße können, mäßig und an passenden Stellen angewandt, einem scherzhaften Gedichte zur Zierde gereichen, und eine Wirkung hervorbringen, welche der Verfasser eines ernsten Gedichtes nicht wünschen wird. Bei dem Gebrauch (oder richtiger Mißbrauch) hochtoniger statt tieftoniger Sylben, kommt aber auch viel darauf an, an welcher Stelle des Hexameters sie stehen. So ist natürlicher Weise eine hochtonige Sylbe

statt einer tieftonigen Sylbe nach dem Ruhepunkt, mitten im Hexameter, eben weil hier die Verse in zwei Hälften geschnitten werden, am erträglichsten. Z. B. in dem Verse: Der an der oberen Fluth hinzieht, um Fliegen zu fangen: tritt das hochtonige hin lange nicht so unangenehm hervor, als wenn man das hin einen Fuß weiter vor, unmittelbar vor den Ruhepunkt, brächte, etwa so: „Der an dem Strand hinzieht, um summende Fliegen zu fangen." Kann man nicht wohl vermeiden, eine Kürze statt einer tieftonigen Länge in einem Hexameter zu gebrauchen, die Stelle aber frei ist, an der man sie anbringen kann, so bringt man sie am besten ebenfalls unmittelbar nach dem Ruhepunkt *) an. Unmittelbar vor dem Ruhepunkte hinkt eine Kürze statt einer tieftonigen Länge am meisten. Z. B. Kämpften mit Kraft und Muth, und besiegten die frechen Franzosen, hinkt durch das und vor dem Ruhepunkte mehr, als durch das und nach dem Ruhepunkte, wenn ich sage: Kämpften mit Feuer und Muth, und fällten die frechen Franzosen. Am Ausgange nimmt sich eine hochtonige Sylbe leidlich aus, weil der Schluß des Verses, so wie auch der Ruhepunkt erlaubt, der hochtonigen Sylbe die hohe Betonung zu lassen: „Aus dem Thüringer Land **), wo jeglicher Bauer Musik

---

*) Spreche ich vom Ruhepunkt ohne Zusatz, so verstehe ich natürlich den Ruhepunkt, welcher der Regel nach, nämlich in dem dritten Fuße eintreten muß, nicht von der Ausnahme, dem Ruhepunkt im vierten Fuße.

**) Bei Voß steht: Aus dem Thüringer Lande, wo jeglicher Bauer Musik weiß. Das Lande, wo macht sich in der Mitte doch gar zu schrecklich. Da die Abänderung so leicht war, und der feilende Voß sie nicht machte, so könnte man, wenn es auch die andern Verse nicht schließen ließen, aus diesem Verse schon allein mit Sicherheit folgern, daß er für einen feinen Versbau kein Ohr hatte. Das wo als Kürze macht sich ja auch an andern Stellen widrig. Ueberhaupt war Voß nicht bedenklich,

weiß. Da die erste Sylbe im Deutschen Hexameter vereinzelt steht, so ist hier, weil sie keine Kürzen oder rücksichtlich keine Länge zu tragen hat, eine Kürze an sich kein so großer Uebelstand, denn sie braucht nicht hochbetont zu werden, schwächt aber das Feierliche des Hexameters. Aus demselben Umstande, daß die erste Sylbe im Deutschen Hexameter vereinzelt steht, braucht auch von der ihr etwa folgenden hochtonigen Länge die Betonung nicht hinweggedrängt zu werden, und bringt, wiewohl sie den gewöhnlichen Gang des Hexameters stört, keinen Mißklang hervor, wenn nämlich die dritte Länge tieftonig ist. Doch kann man dann die Versfüße weder nach lateinischer Art z. B. „Ihm antwortet darauf — Durch ausdaurende Kraft — Und einladend der Herbst" — abtheilen, noch auch nach gewöhnlicher Art des Deutschen Hexameters die zweite Länge auf die dritte sich lehnen lassen, sondern die zweite Länge muß die dritte heben: Ihm antwortet darauf — Durch ausdaurende Kraft. Solche Versfüße, wenn man sie auf die angegebene Art liest, ohne sich nämlich zu bestreben, die hohe Betonung von der zweiten Länge zu drängen, und weder die erste Sylbe lang zu machen, noch auch die zweite auf die dritte zu lehnen, geben

---

tieftonige Längen als Kürzen zu brauchen, z. B. unnennbaren Jammer bereitet, was seine Verse bei ihren vielen erzwungenen Längefüßen, vollends ganz gehämmert macht. V. Knebel, dessen natürliche, meistens sehr wohlklingende Verse gegen die Vossischen nicht genug gerühmt werden können, hat aber auch, was mich wundert, Stellen, wie folgende: „in seinen unsterblichen Versen" — „Ach! da half der Unglücklichen" — „Zuerst den grausamen König" — „in Krankheit erschrecket" — „Ganz unleugbar daher" — „Spuren der Wahrheit genug" — „Freiheit, Knechtschaft jedoch" — „Feuchtigkeit nichts einsaugen" erinnert stark an den Vossischen Hammer. Voß, der über dem Streben, sich von hinkenden Versen rein zu halten, lieber Amboßverse machte, vermeidet möglichst Verse wie: „Wie es am Tage liegt" — Selber verschieden ist" — „Werden noch aufgelöst" — u. s. w.

einen den Griechischen und Lateinischen Längenfüßen gleichen Klang, und bilden für solche, welche sie zu lesen wissen, mit den übrigen Hexametern nach gewöhnlichem Gange eine angenehme Abwechselung. Ist bei solchen Versfüßen die erste Sylbe hochtonig, so muß sie stark vereinzelt werden, d. h. bei der ersten Sylbe etwas länger inne gehalten werden z. B. Hoch | aufflie | gender Aar: damit die beiden unmittelbar auf einander folgenden hohen Betonungen nicht lästig fallen. Bei Bildung von Kürzen muß man den Zusammenstoß mehrerer Mitlaute zu vermeiden suchen, denn je mehrere zusammenstoßen, um so weniger und daher um so minder wohl, und selbst um so mehr übelklingend werden sie; z. B. bei folgenden Kürzen nimmt immer die Leichtigkeit ab: Aber nun aß — Aber nun that — Aber nun sprach — Aber nun zwang — Auch selbst bei den an sich leichten Geschlechtswörtchen wird es bemerkbar. Z. B. Aber die Ehre — Aber die Saat — Aber die Frucht — Aber die Schmach — Aber der Eifer — Aber der Ruhm — Aber der Glückwunsch — Aber der Zwingherr — Aber das Eis — Aber das Rohr — Aber das Blut — Aber das Schlagen — Aber das Schnarchen u. s. w. Vorzüglich brauchbar wird diese Bemerkung, wenn man nicht schwach betonte Wörter als kurz brauchen will, denn hierbei ist der Zusammenstoß mehrerer Selbstlaute sorgfältig zu vermeiden; erträglich ist es, wenn ich z. B. sage: gütig war Eckhard, minder erträglich, gütig war Katwald, unerträglicher aber: gütig war Schwanhild, noch unerträglicher: gütig war Xerxes *). Sehr zu erstreben ist

---

*) Es kommt nämlich hier nicht auf das Zeichen, sondern auf den Gehalt desselben an, so ist z B. das Deutsche sch eben nicht rauher als das Französische j (schicken, schön u. s. w. jurer, jouir u. s. w.); und weniger rauh, als das Englische j. Das Deutsche sch sieht nur gefährlicher aus, und muß, wenn man die Selbstlaute der Deutschen Sprache zählen will, nur als einer gezählt werden. So gebärden sich die Franzosen auch, als wenn sie das Deutsche w nicht aussprechen könnten, da es doch nichts anders, als ihr v ist (wollen, vouler).

das Zusammentreffen der Mitlaute, wenn man schwachbetonte Sylben lang brauchen will. So z. B. in dem oben mitgetheilten Sinngedicht hinkt mein Meister schlug nicht so, als wenn ich sage, mein Meister hieb, mehr noch hinkt, mein Meister oft. Daß der gewohnte Schritt erinnert lange nicht so an einen Krückenbedürftigen, als: Daß der gewohnte Gang. Freude dem Erdner ward ist eine tiefere Senke, als Freude den Erdnern ward. Freude dem Erdner blüht klingt gleich leidlich, als Freude den Erdnern ward. Gut aber klingt schon: Freude den Erdnern blüht. So kann man, wenn man sie durch das Zusammentreffen von Selbstlauten verstärkt, schwachbetonte Sylben als tieftonig ohne Uebelstand brauchen. Man präge sich also die bisher nicht beachtete Regel fest ein. Kann man nicht wohl vermeiden, ein halblanges Wort oder eine solche Sylbe als kurz zu brauchen, so bringe man sie wenigstens vor ein Wort, welches nur mit einem Mit- oder am besten mit einem Selbstlaute anfängt. Kann man ein schwachbetontes Wort oder eine solche Sylbe nicht als kurz anbringen, sondern muß sie lang brauchen, so bringe man sie zum allerwenigsten vor ein Wort, welches mit einem Selbstlaute, oder was den Uebelstand sehr vermindert, vor ein Wort, welches mit mehreren Selbstlauten anfängt, oder suche die schwache Sylbe selbst durch Selbstlaute zu verstärken, oder am Besten, thue man beides zugleich, und in diesem letzten Falle wird der Uebelstand ganz gehoben. Gehe überhaupt, wenn die dichterische Begeisternng vorüber ist, die Hexameter mit nüchternem Blick durch, und du kannst sie häufig durch eine leichte Versetzung oder Veränderung wohlklingender machen. Oftmals konntest du wohl Leander! dein Mädchen entbehren, Schwammest hinüber daß sie, wisse du liebest sie noch (Ovid). An diesem Hexameter wird nicht leicht jemand anstoßen. Aber doch haben wir uns des Beispiels halber eine Versetzung erlaubt. Bei uns heißt er: Oftmals konntest du wohl dein Mädchen, Leander! entbehren. Hier

ist gewonnen, daß das bein nicht als schwachbetont gewaltsam gebraucht werden muß, und daß das kurze Le nicht als lang gebraucht wird. Das oben mitgetheilte Sinngedicht an Voß sollte anfangs lauten: „Ach! daß mein Meister verblich," und viele, welche nur schwerfällige Hexameter kennen, würden keinen Anstoß daran genommen haben, aber das nicht ganz schwachbetonte „daß" und „mein" als zwei Kürzen neben einander waren auf einmal zuviel. Ein Sinngedicht, das wir in der künftigen Abtheilung mittheilen werden, fing an: Glaubt dem gemeinen Gerücht, daß zum Sperber werde der Guckuck. Klingt nicht übel. Aber dennoch haben wir durch eine Versetzung noch verbessert: Glaubt dem gemeinen Gerücht, daß der Guckuck werde zum Sperber. Hier wird gewonnen, daß das „daß" und „zum," welche als Kürzen etwas zu sehr den Ton haben, getrennt und mit schwachbetonten Sylben verbunden sind, und daß die letzte Sylbe in Sperber nicht lang gedehnt werden muß. Doch wird bei dieser Versetzung das volle Guckuck am Schlusse eingebüßt. Mir schwebt noch immer jemandes Aeußerung vor, daß nichts leichteres sei, als Hexameter zu machen, und daß er selbst häufig ein Wechselgespräch in Hexametern aus dem Stegereif geführt. Der Verfasser müßte auch lügen, wenn ihm Hexameter zu bilden, je Mühe gemacht, aber zu einem guten Hexameter gehört doch immer Aufmerksamkeit und Sorgfalt, und ein Wiederüberlesen, um die Worte so wohlklingend als möglich zu stellen. Auch glaube ich, wird niemand mit einem andern in wohlklingenden Hexametern aus dem Stegereif ungezwungen sprechen können, denn das Gespräch dürfte doch wohl manchmal stocken, weil sich nicht immer ein passendes Wort zum Ruhepunkt in der Mitte finden will. Ruhepunkt! du vernachlässigter und doch unerläßlicher Zauber des Hexameters! Man wende mir nicht den Griechischen Hexameter ein, wiewohl auch dieser, wenn Ruhepunkt Regel wäre, noch wohlklingender seyn würde. Man vergleiche Deutsche Hexameter mit Ruhepunkt mit ruhepunktlosen, und man wird den mäch-

tigen Unterschied finden. Da Hexameter so leicht zu machen sind, so lege man sich wenigstens doch diese Fessel an, ohne welche Deutsche Hexameter ganz widerlich klingen. In jeder Stadt, wo Poeten wohnen, und wo sollte dieses nicht sein? sollte ein Herold angestellt werden, welcher alltäglich durch die Gassen zöge und schrie: „Ruhepunkt des Hexameters! Ruhepunkt! Ruhepunkt!" Denn nicht genug kann eingeschärft werden, daß der Deutsche Hexameter, so wie der Lateinische, wenn er wohlklingend sein soll, in der Mitte einen Ruhepunkt nothwendig haben muß, und der Hexameter muß zum Dichter sagen können: Dichter! du bist mein Freund, du läßt in der Mitte mich ausruh'n. Aber zu Athem komm' ich bei den Uebrigen nicht. Nothwendig muß in einem Gedichte in Hexametern und Hexametern und Pentametern, unter welchen letztern die ruhepunktlosen Hexameter, weil sie selbst einen Ruhepunkt haben, am wenigsten widerlich sind, die bei weitem größte Zahl der Verse einen Ruhepunkt in der Mitte haben, nur ausnahmsweise dürfen Verse den Ruhepunkt im vierten Fuße haben z. B. Freundlich blickte der Dichter auf ihn, und die Dichterin schmachtend. Als Ausnahme und seltene Abwechselung machen sich solche Verse selbst schön. Fast nie dürfen sich aber Hexameter ohne allen Ruhepunkt einmischen z. B. Siehe wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung. Ueberhaupt ist unglaublich, wie viele gar kein Gehör für einen wohlklingenden Hexameter haben, z. B. Schiller. Er durfte hier statt trennet trennt sagen, und der Hexameter machte sich noch leidlich: Siehe wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung. So erhält der Hexameter wenigstens einen Ruhepunkt im vierten Fuße, und das tieftonige uns braucht nicht als schwachtonig gewaltsam gebraucht zu werden. „An Juvaviens Bergen ström' ich das Erzstift zu salzen" ist ein wahres Muster von einem übelklingenden Hexameter. Ein Hexameter ohne Ruhepunkt in der Mitte ohne zwei Kürzen nach der Stelle, wo der

Ruhepunkt sein sollte, macht sich über die Maßen unerträglich, und Schiller, der sonst in seinen Jamben ungewöhnliche Wortstellung liebt, und vielen prosaischen Stellen dadurch wenigstens einen poetischen Klang giebt; hat auch nicht einmal so viel Gehör, daß er statt: das Erzstift zu salzen, sagt: zu salzen das Erzstift, wodurch der Ausgang voller, und was die Hauptsache ist, die gewaltsame Hinwegdrängung der tiefen, nicht schwachen, Betonung von stift vermieden wird. Hat man nur einen Hexameter ohne Ruhepunkt vor sich, so fällt der Uebelstand natürlich nicht so in die Augen, oder richtiger in die Ohren. Aber man lese etwa hundert Hexameter mit Ruhepunkt in der Mitte, und darauf eben so viel Hexameter, unter welchen ein Theil ohne Ruhepunkt sich findet, und man wird den gewaltigen Unterschied sehen. Bei jenen, wenn sie übrigens gut sind, wird man mit Wohlgefallen weilen, bei diesen hingegen wird man es, wenn man eine feine Zunge und ein feines Ohr hat, nur mit Widerwillen bis zu hundert bringen, und das Buch bald zuschlagen oder bloß mit den Augen lesen (eine Schilderung der Wirkung der Heramter letzterer Art siehe bei F. Wachter, Die Unanwendbarkeit des Hexameters S. 7 — 13). Für die, welche keine Hexameter ohne Ruhepunkt lesen, und sich doch einen Begriff davon machen wollen, ist leichter Rath: sie brauchen nur in eine Oelmühle zu gehen, wenn alle Stampfen und der große Preßschlägel in Bewegung sind, oder in einen Eisenhammer zu treten, wenn er seine Cyclopenarbeit verrichtet. Denen aber, welche Hexameter ohne Ruhepunkt laut lesen müssen, wird gegen ihr Loos das Loos des Sisyphus, der rastlos den Felsen den Berg hinan wälzen muß, beneidenswerth erscheinen, denn Sisyphus wälzt den Felsen mit Händen, Armen und Beinen, sie aber müssen Felsen mit der Zunge wälzen. Was überhaupt noch jetzt für schreckliche Hexameter und Pentameter gemacht werden, und wie nöthig unsre Bemerkungen sind, zeigt z. B. folgender Pentameter: „Wenzel sein Schildknapp, hängt noch den Haarbeutel daran.“ Mitter=

nachtblatt 1828 N. 78. S. 312. Sende Schulmeister und Büttel. Ebendaselbst N. 85. S. 336.

Uebertragungsvorschlag.

Mävius wurde genannt zu Rom als kläglicher Dichter.
Wie wenn in Deutschland wir für Mävius M..lln.r gebrauchten?
Denn in zerrißnem Horaz stockt jüngst ein Schüler und sagte:
„Lesen nur kann ich das M;" und ärgerlich fragte der Lehrer:
„Wissen den Namen Sie nicht des schlechten Poeten?" —
„Mullnerum,"
Las nun der Schüler getrost, und Gelächter, wie Donner erhob sich.

Entfernung der Sternschnuppen.

A. Was lachst du denn, daß du dir den Bauch halten mußt? — B. Im Mitternachtblatt! Ha! ha! ha! — A. Gieb her! Nun da sehe ich einmal keinen Witz. Müllner hat besonders die Sternschnuppen in und auf dem Rohre (Mitternachtblatt. 1828. 18. Juli N. 114. die Sternschnuppe im Teleskop), vielleicht, weil auch sein dichterischer Ruhm gleich einer Sternschnuppe flüchtig geleuchtet hat. — B. Wie die Schätzung der Entfernung der von ihm am 22. Mai gesehenen Sternschnuppe bewerkstelligt werden könne, angebend, sagt er unter anderm S. 454: „Es fehlet also nur noch eine Kleinigkeit: ein zweiter Sterngucker, etwa in Bremen, der just auch am 22. Mai das Verschwinden des verschwundenen Jupiterstrabanten beobachtet und unmittelbar nach diesem Verschwinden meine Sternschnuppe über den einzelnen Trabanten zur Rechten hätte hinweghuschen sehen." — A. Und was ist Lächerliches hieran? — B. Mir fiel der Bauer ein, welcher einen Sterngucker mit dem Fernrohre nach einem Sterne schauen sah und sagte: „Ob er ihn wohl trifft. Ich bin

curios!" Als nach einer Pause eine Sternschnuppe herabfiel, rief er aus: „Gut getroffen! Da fällt der Stern, wie ein todter Sperling" Daß eine Sternschnuppe so groß und entfernt sei, daß selbige, wenn sie einem in Weißenfels über einen Trabanten des Jupiters zu huschen scheine, auch einem in Bremen darüber zu huschen scheinen könne, dazu gehört keine Kleinigkeit. — A. Wie so? — B. Wenn auch einer die Beobachtungen und Berechnungen nicht kennt, welche Brandes und Benzenberg angestellt haben, so kann er doch im Allgemeinen schließen, daß die gewöhnlichen Sternschnuppen und Feuerkugeln nicht so entfernt sein können, als sie Müllner annimmt. — A. Wie das? — B. Siehst du eine Sternschnuppe unbezweifelt in deiner Nähe etwa zwischen einem Thurme, einem Berge u. s. w. herabfallen, oder wenn du eine von dir gesehene Feuerkugel zerplatzen hörst, überzeugest dich von ihrer wirklichen und nicht bloß scheinbaren Kleinheit, und rückst sie dann in Gedanken so entfernt, daß sie auch einem andern Sterngucker, der in einer Entfernung, wie Weißenfels von Bremen, von dir ist, über denselben Stern zu huschen scheinen kann, als dir, so wirst du den sichern Schluß machen, daß du sie wegen ihrer Kleinheit gar nicht mehr sehen könntest. Sollte eine Sternschnuppe also, die Müllner'n in Weißenfels über einen Trabanten des Jupiters zu huschen schien, auch einem Sterngucker in Bremen über denselben huschen zu scheinen, so müßte es eine ungewöhnlich große sein, damit sie so entfernt sein könnte. — A. Mir fällt ein Spaß ein. Wie wenn wir einen Sterngucker aus Bremen in irgend einem Blatte berichten ließen, daß die Weißenfelser Sternschnuppe auch ihm in Bremen über den Trabanten zur Rechten gehuscht. Jener, der so sehr darnach strebt, die Entfernung der Sternschnuppen zu berechnen, würde diese vermeintlichen Beobachtungen benutzen, während alle andern den Scherz merkten, und schon im Voraus herzlich lachten. Er würde seine Berechnungen öffentlich mittheilen und es ein allgemeines Gaudium geben. — B. Nein! man muß

zwar die Leute gründlich und eindringlich belehren, aber sie nicht zum Besten haben. — A. Doch der von mir vorgeschlagene Weg wäre eben die eindringlichste Art der Belehrung. — B. Aber nur zu eindringlich. Ja! man muß vielmehr auch solche Vorkehrungen treffen, die auch andern den Weg abschneiden, dem Publikum, gegen das man in solchen Fällen nicht grausam genug sein kann, auf so wohlthätige Weise das Zwerchfell erschüttern zu können. Ob man von dem, den man durch seine Maßregeln vor solchen Spaßvögeln bewahrt, Dank erwarten kann oder nicht, darauf darf man uneigennützig keine Rücksicht nehmen. — A. Aber es bleibt doch immer spaßhaft, daß Müllner von der Entfernung der Sternschnuppen so wenig Ahnung hat, daß er mir nichts dir nichts annimmt, die Sternschnuppen, die ihm in Weißenfels über Sterne huschen, huschten auch Sternguckern in Bremen oder rücksichtlich Berlin über die nämlichen Sterne.

Das Schicksaltrauerspiel.

B. Ich weiß etwas. Wachter's Lustspiel, der Brudermord betitelt, ist eine Satyre auf eine gewisse Rabenstein-Tragödie. Wozu sind aber in aller Welt Sprichwörter, wenn sie nicht befolgt werden? Wer Pech angreift besudelt sich. Das hätte Wachter bedenken sollen, als er sein satyrisches Lustspiel schrieb. Ja! nicht nur schrieb! sondern herausgab. Ja! und wenn es noch eine feine Satyre wäre. Aber daß der gehörnte König einer Rindviehheerde mit auftritt, wenn auch nur hinter den Schaubühnenwänden, das ist gewiß eine handgreifliche Satyre. Und daß jene Rabenstein-Tragödie viele nur dem Namen nach kennen, ist schuld, daß nicht wenige das Lustspiel gar nicht verstehen. „Was soll das Thier, in dessen Gestalt Jupiter die Europa entführte, in einem Lustspiele eine Rolle spielen?" fragen sie sich verwunderungsvoll. Und wer die Satyre versteht, sagt wieder: „Wie hat Wachter jene Rabenstein-Tragödie einer Satyre werth halten können. —

A. Wahrscheinlich billigt Wachter die neuern Schicksalstrauerspiele überhaupt nicht, weil sie keine andre Wirkung als Erschütterung des Zwerchfelles oder bei ernster Stimmung Ekel haben können, da wir nicht mehr an Weissagungen und ein blindes Fatum glauben, und seine Satyre soll allem solchen Spuke mit dem Schicksale gelten. Da es aber am dichterischsten wirkt, je mehr der Gegenstand als besondere Einzelnheit dargestellt (individualisirt) wird, so hat er vorzüglich ein bestimmtes Schicksaltrauerspiel ins Auge gefaßt, und aus diesem Gesichtspunkte hätte er keine bessere Wahl treffen können. Uebrigens stimme ich dir ganz bei, daß er außerdem sehr Unrecht gethan haben würde, jene Rabenstein-Tragödie einer Satyre zu würdigen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wachter, Ferdinand,

Forum der Kritik im Gebiete der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften

Bd.: 1,2 : Nebst Anthologie charakteristischer Züge und Gemälde vorz. aus d
em Mittelalter

Altenburg 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- HV.H.Germ.785#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11694859-6